1,90 DM / Band 602
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 15,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Brutstätte des Bösen



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Brutstätte des Bösen

John Sinclair Nr. 602

von Jason Dark

erschienen am 16.01.1990

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Brutstätte des Bösen

»Das Höllentor muß geschlossen bleiben. Niemand soll die Brutstätte des Bösen betreten!« Beschwörend richtete der Mönch die Worte gegen die Tür am Ende des Stollens. Im Kerzenlicht war sie nur undeutlich zu erkennen.

»Wirklich nicht, Bruder Bernardo?«

Der Mönch fuhr herum. Seine Augen weiteten sich. »Du, Bruder…?«

»Ja, ich!«

Dann warf der andere das Kreuz, das an seinem unteren Ende die Spitze eines Messers besaß. Es traf Bernardos Brust und verwandelte sich in eine Schlange.

Wieder hatte das Böse gesiegt…

Glenda Perkins spürte das Unheil erst, als sie auf dem Bahnhof von Florenz stand.

Unwillkürlich umfaßte sie den Griff ihres Koffers fester – man hatte sie schließlich vor Gepäckdieben gewarnt –, aber das war es nicht, was ihr dieses ungute Gefühl bescherte. Auch nicht die Hektik, die Hitze, der Staub, die summenden Stimmen, nein, das Gefühl war unerklärlich, und es preßte ihren Brustkorb zusammen wie ein Würgeeisen.

Glenda kniff die Augen zusammen. Sie wollte es sich einfach machen und griff deshalb zu einem Trick. Mit geschlossenen Augen sich fortwünschend, gedanklich auf eine einsame Insel »beamen«.

Diesmal schaffte es die junge, dunkelhaarige Frau nicht, die Unruhe war zu stark, und sie dachte daran, daß eine Woche Urlaub eigentlich zu wenig war, viel zu wenig sogar.

Ein anderer Geruch drang in ihre Nase. In diesem Wirrwarr wirkte er fremd und ungewöhnlich. Es roch nach Land, nach Erde, frischen Gewürzen und Kräutern. Aber auch nach Schweiß.

Glenda glaubte nicht daran, daß sie sich den Geruch einbildete. Sie öffnete die Augen und schaute nach rechts. In der Tat hatte sich etwas getan. Jemand stand neben ihr, den sie zuvor auf diesem Bahnsteig noch nicht gesehen hatte.

Es war ein Mönch. Er trug eine lange, dunkelgraue Kutte, unter deren Rand nackte Füße hervorschauten, die von Sandalen umschlossen wurden. Eine hellere Kordel umspannte die Kutte in der Körpermitte. Die Kapuze bedeckte seinen Kopf, ohne das Gesicht zu verbergen.

Als Glenda über den unerwarteten Anblick erschrak, verzog sich der schmale Mund des Mönchs zu einem Lächeln. »Scusi, Signorina, das wollte ich nicht.«

»Ich bitte Sie.« Glenda Perkins sprach nur einige Brocken italienisch. In Englisch redete sie weiter. »Ich habe ein wenig geträumt. Das ist hier etwas stressig, wenn man vom Land kommt, wo ich eine Woche Urlaub hinter mir habe.«

»In der Toscana, nehme ich an.«

»Richtig.«

Der Mönch nickte. »Ein wunderbarer Flecken Erde, diese Toscana. Ich stamme selbst von dort. Der Allmächtige hat dieses Land aus einer guten Laune heraus erschaffen, sagt man. Sehen Sie das auch so?« Er sprach ein gutes, recht flüssiges Englisch.

»Ja, das ist auch meine Ansicht.«

»Aber Firenze oder Florenz, wie einige sagen, ist nicht mehr das, was es einmal war. Viel zu voll, zuviel Kultur, was ich nicht negativ meine, aber wenn die Touristen in Scharen herbeiströmen und die Straßen verstopfen, ist das nicht gut. Damit will ich nichts gegen Sie gesagt haben, ich denke nun einmal so. Man hat schon die City für den

Verkehr gesperrt. Die Abgase und der Lärm schaden den Gebäuden. Ich sage Ihnen etwas, wenn wir so weitermachen, ist bald alles vorbei.«

»Das ist möglich.«

Der Mönch lächelte. Glenda stellte fest, daß er sehr klare, noch blaue Augen hatte. Die Nase sah aus wie ein schmaler Balken und war ziemlich lang. Über den schmalen Lippen verbreiterte sie sich durch etwas abstehende Nasenlöcher. Graue Koteletten an den Ohren zeigten seine Haarfarbe an.

Glenda wußte nicht, wie sie den Mann einstufen sollte. Sie dachte an die innere Warnung, die sie erhalten hatte. Eigentlich hätte sie die Nähe des Geistlichen beruhigen müssen, das trat nicht ein. Die Unruhe, daß irgend etwas Schreckliches geschehen würde, verstärkte sich noch.

Auf dem Bahnhof war der Betrieb nicht weniger geworden. Die Menschen hasteten, trugen ihre Koffer, schleiften sie hinter sich her oder hatten sich Gepäck-Trolleys besorgt, auf denen sie die Dinge spazieren fuhren.

Züge kamen an, fuhren ab, entließen Fahrgäste, nahmen andere auf. Lautsprecherstimmen hallten über die Köpfe der Menschen hinweg und klangen wie harte Befehle.

Von Imbißständen stieg heißer Dampf auf. Die Luft war manchmal kaum zu atmen.

Eine Atmosphäre, die müde und kaputt machen konnte. So fühlte sich auch Glenda Perkins. Down, schwach in den Knien, überhaupt nicht erholt. Sie hoffte darauf, daß die Erholung später in London kommen würde. Zu dem Urlaub hatte sie sich praktisch spontan entschlossen, einfach mal raus aus der Tretmühle Scotland Yard.

Jetzt sehnte sie sich förmlich nach einem kühlen London, wo der Dunst von der Themse her hochstieg und die Uferregionen überzog.

Vielleicht trug sie auch nicht die richtige Kleidung. Das lindgrüne Kostüm bestand zwar aus einem sehr dünnen Stoff, und das Top darunter in seinem bleichen Weiß ließ auch die Luft durch, nur kühlte diese nicht.

»Fahren Sie auch nach Milano?«

Glenda erschrak, als sie die Stimme des Mönchs vernahm. Sie war zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt gewesen. Jetzt nickte sie und fügte ein »Si« hinzu.

»Ich werde dort auch hinfahren. Ich bleibe in Mailand. Sie nehmen sicherlich einen Flieger…«

»Richtig, ich muß nach London.« Glenda antwortete automatisch.

Sie hatte es eigentlich nicht gewollt, aber der Blick des Mannes war so auffordernd gewesen, daß sie nicht anders konnte.

»London«, wiederholte der Mönch und strich über seinen kantigen

Nasenrücken. »Es ist eine wunderschöne Stadt. Ich war selbst nie da, aber ich habe Bücher über London gelesen und mir Vorträge angehört. Wissen Sie eigentlich, daß Sie stolz auf Ihre Geschichte sein können, Sie als Engländerin?«

Glenda hob die Schultern. »Sorry, aber nur, wenn man die Kriege wegläßt.«

»Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Das sollten sich manche Forscher mal merken. Kompliment.«

»Frauen denken oft anders.«

»Stimmt.«

Das Gespräch versickerte. Glenda schaute auf die Uhr. Der Zug hatte Verspätung. Innerlich lachte sie auf. Man hatte sie davor gewarnt und ihr erklärt, daß nicht alles so laufen würde. Die Bahn war relativ pünktlich. Der Zug kam aus Rom und hatte schon eine lange Strecke durch die Berge hinter sich. In Mailand würde sie aussteigen und sich zum Flughafen fahren lassen. Am Abend wollte sie in London landen, mit dem Einbruch der Dunkelheit.

Das Gefühl war nicht verschwunden. Es hatte sich noch verstärkt, war zu einem Druck, einer Drohung geworden. Vielleicht wollte es Glenda auch warnen.

Aber wovor?

Unwillkürlich schaute sie in das Gesicht des neuen Bekannten. Es wirkte hart, fast hölzern, und der Ausdruck in seinen Augen gefiel ihr ebenfalls nicht. Die Pupillen blickten in Fernen, als würde der Mann dort etwas sehen, was allein für ihn bestimmt war. Es konnte auch sein, daß er in seinen Erinnerungen lebte.

Eine Durchsage schreckte Glenda hoch. Es war die harte Frauenstimme der Ansagerin, die erklärte, daß der Zug aus Rom in wenigen Minuten einfahren würde.

Nicht nur Glenda Perkins atmete nach dieser Auskunft aus, auch die anderen Reisenden waren froh darüber, nicht mehr länger warten zu müssen. Frauen suchten die Kinder; Hände faßten die Koffergriffe fester. Glenda kam es vor, als wäre ein Ruck durch die Menschen auf dem Bahnsteig gegangen. Sie fuhr in der 1. Klasse und hatte sich dort aufgestellt, wo die entsprechenden Wagen halten würden.

In ihrer Nähe hielten sich nicht so viele Reisende auf. Die meisten Fahrgäste würden in die Wagen der 2. Klasse steigen, vor allen Dingen Familien mit kleinen Kindern. Glenda hatte nichts gegen Kinder, im Gegenteil, doch es gab Momente, wo sie die hellen Stimmen und das Schreien einfach störte. Besonders an einem Tag wie diesem, der zudem von Kopfschmerzen und diesem Gefühl der Bedrohung begleitet wurde.

Der Zug fuhr ein. Sie hatten nicht einmal so lange warten müssen.

Wieder nahm die Erwartung bei den Fahrgästen zu. Die Mütter

faßten die Kinder fester, die Männer hielten bereits Ausschau nach günstigen Plätzen.

Ein Ungetüm von Lok rollte in den Bahnhof. Eine staubbedeckte Wagenschlange folgte. Fenster waren nach unten gezogen worden.

Reisende streckten die Köpfe heraus und beobachteten das Einrollen des Zuges.

Glenda hatte ihren Standplatz genau richtig berechnet. Vor ihr kamen die Wagen der 1. Klasse quietschend zum Stillstand.

Um die Tür zu erreichen, brauchte sie nur zwei Schritte zu gehen.

Sie hob den Koffer an, wollte sich bei dem Mönch verabschieden und wunderte sich, daß sie ihn nicht mehr sah. Er war ohne ein Wort des Abschieds verschwunden. An den Einstiegen hingen Menschentrauben. Manche Einsteiger wollten die Aussteiger nicht herauslassen und drängten zuerst hinein.

Glenda hatte es da einfach. Sie ließ ein elegant gekleidetes Paar vorbei, faßte noch einmal nach ihrem Koffer und schaute dabei zufällig zu Boden.

In der halb gebückten Haltung blieb sie. Drei große Flecken waren ihr aufgefallen, und sie spürte es kalt den Rücken hinablaufen.

Die Flecken waren dunkel, sie erinnerten an Öl, aber Glenda gehörte zu den Menschen, die daran nicht glauben konnten. Mit dem Einsteigen ließ sie sich Zeit, so schnell fuhr der Zug nicht ab. Mit einem Finger berührte sie einen der Flecken, zog den Finger wieder zurück, besah sich die Kuppe und mußte schlucken.

Ihr Verdacht hatte sich verstärkt. Nicht Teer oder Öl klebte auf der Spitze, dafür eine dicke, rote Flüssigkeit, für die es nur einen Namen gab – Blut.

Wieder verdichtete sich das Gefühl bei Glenda. Sie hatte die dunklen Tropfen zuvor nicht gesehen und fragte sich, wo das Blut hergekommen sein konnte.

Die Frau schaute sich um. Menschen hasteten an ihr vorbei, ohne sie mit Blicken zu würdigen. Die Hektik auf dem Bahnsteig blieb auch weiterhin, nur Glenda überkam wieder das Inselgefühl, wobei sie den Eindruck hatte, durch ein Meer zu schwimmen.

Etwas dröhnte in ihrem Kopf. Es dauerte etwas, bis sie darauf kam, daß es ihr eigener Herzschlag war. Zudem rauschte das Blut stärker durch die Adern. Der innere Druck verstärkte sich, auf den Handflächen hatte sich Schweiß gebildet, und etwas Kaltes kroch mit dünnen Beinen über ihren Rücken.

Blut auf dem Bahnsteig…

Ihre Gedanken wirbelten, noch immer war der Kopf von dieser Dumpf- oder Taubheit angefüllt, bis ihr plötzlich einfiel, daß genau dort, wo sich die dunklen Spritzer verteilten, der Mönch gestanden hatte. Stammte das Blut von ihm?

Ihr Herz klopfte plötzlich schneller. Es wurde ihr zwar nicht schwarz vor den Augen, aber sie hatte den Eindruck, über dem Pflaster zu schweben.

Die Lautsprecherstimme der Ansagerin riß sie wieder zurück in die Realität. Das Organ der Frau ging ihr durch und durch, diese Blechstimme erreichte jeden Winkel.

Der Zug fuhr in wenigen Sekunden ab. Glenda nahm ihren Koffer auf. Eine Umhängetasche hing schräg über ihrem Körper, dann stieg sie als letzte in den Wagen.

Tief atmete sie durch. Jemand hämmerte hinter ihr die Tür zu. Sie schaute zurück durch die schmutzige Scheibe und sah dahinter das Gesicht des schnauzbärtigen Bahnbeamter verschwimmen.

Der Zug fuhr sofort an. Glenda blieb zunächst auf dem schmalen Gang stehen und freute sich darüber, daß die Luft hier doch besser war. Zudem hatte es den Eindruck, daß die Wagen der 1. Klasse nicht voll besetzt waren, was sie wiederum freute.

Von ihrer neuen Bekanntschaft sah sie nichts. Es kam ihr vor, als wäre der Pater gar nicht eingestiegen.

Sie konnte das Blut nicht vergessen und sagte sich zudem, daß ihr Gefühl sie nicht getrogen hatte. Etwas mußte passiert sein, es lag wie ein böses Omen über dem Bahnhof.

Blut auf dem Bahnsteig. Woher kam es? Vom Himmel konnte es nicht getropft sein?

Glenda schüttelte den Kopf. Nein, sie wollte daran nicht denken.

Für sie war wichtig, daß sie so rasch wie möglich nach Mailand kam, um dort den Clipper in Richtung London zu erreichen.

Glenda kühlte allmählich ab, schwitzte nicht mehr. Sie fühlte sich schmutzig und sehnte sich nach einer Dusche. Die morgendliche hatte kaum angehalten.

Dann ging sie weiter. Den Koffer in der rechten Hand haltend, stieß sie die schmale Tür auf, hinter der der schmale Gang lag. Auf der linken Seite befanden sich die einzelnen Abteile, rechts die Reihe der Fenster.

Männer schauten auf, als Glenda vorbeihuschte. Hin und wieder nahm sie ein flüchtiges Grinsen wahr oder einen interessierten Blick.

Die Frauen schauten ebenfalls hin. Sie allerdings kühler und reservierter, denn sie sahen in jeder anderen weiblichen Person eine Konkurrentin.

Glenda Perkins wollte ihre Ruhe haben und das Abteil nicht mit mehreren Fahrgästen teilen. Nur keine Unterhaltung, keinen Flirt, keine Anmache, denn das Gefühl der Bedrohung war nicht gewichen.

Ein erleichtertes Lächeln huschte über ihre Mundwinkel, als sie ein leeres Abteil fand. Hastig riß die junge Frau die Tür auf, als hätte sie Angst davor, daß ihr jemand das Abteil wegschnappen konnte. Die

Fahrt würde einige Zeit dauern. Städte wie La Spezia, Parma und Cremona fielen ihr ein. Stationen auf der Strecke, die zunächst durch die wunderschöne Berglandschaft der Toscana führte.

Jemand hatte ihr einmal geraten, im Frühling in die Toscana zu fahren. Dieser Mensch hatte sich nicht geirrt. Im August sah das Land bereits vertrocknet und staubig aus. Die Hitze hatte allen zu schaffen gemacht. Auch an diesem Tag stand der Glutball am Himmel und schickte seine Strahlen über die Berge, Täler und mit Reben bewachsenen Hügel hinweg. Er machte die kleinen Orte zu regelrechten Bratpfannen.

Im Abteil war es kühler. Glenda stemmte den Koffer in das Gepäcknetz, atmete noch einmal tief durch und ließ sich stöhnend in den gepolsterten Sitz fallen.

Endlich sitzen, endlich die Beine ausstrecken zu können. Vielleicht die Augen schließen, etwas entspannen und…

Nein, es war ihr nicht möglich. Die innere Unruhe drängte zu stark in ihr Gefühlsleben. Immer wieder sah sie den Mönch vor sich und natürlich auch die drei Blutflecken auf dem Boden.

Wieso?

Glenda schreckte hoch, als jemand hart die Tür aufriß. Ein Schaffner stand dort. Ein älterer Mann, klein, dickleibig und gemütlich aussehend.

Er entschuldigte sich sofort für die Störung, bat dann um die Fahrkarte.

»Uno momento.« Glenda wühlte in der Tasche herum, fand ihre Geldbörse in der auch der Fahrausweis steckte. Der Beamte schaute ihn sich an und fragte, ob sonst alles in Ordnung sei.

»Si, eigentlich schon. Aber eine Frage hätte ich: Haben Sie den Pater gesehen, den Mönch?«

»Wie bitte?«

»Einen Mönch«, sie nickte dabei. »Hier im Zug.«

»No, Signorina, den habe ich nicht gesehen. Vermissen Sie ihn?«

Als er keine Antwort bekam, wiederholte er die Frage, doch Glenda winkte ab.

»Schon gut, gracias.«

Der Beamte hob die Schultern, ging und wünschte Glenda noch eine gute Reise.

»Kein Mönch«, murmelte sie, als der Mann die Abteiltür wieder zuschlug. »Komisch.«

Sie versuchte, den frommen Bruder zu vergessen. Es gelang ihr nicht. Immer wieder schob er sich in ihr Gedächtnis hinein, und auch die Blutflecken kamen ihr komisch vor.

Der Zug rollte durch die Landschaft der Toscana. Obwohl Glenda am Fenster saß, schaute sie kaum hinaus. Das monotone Geräusch der

über die Schienen rollenden Räder machte sie schläfrig, denn die hektischen Stunden des Vormittags steckten noch in ihren Knochen.

Beinahe wie von selbst fielen ihr die Augen zu.

Der Schlaf war nicht tief. Sie glitt gewissermaßen dicht unter der Oberfläche des Wachseins dahin.

Dennoch träumte sie.

Es waren verzerrte Bilder, die durch ihr Gedächtnis zuckten, als wären sie von einem surrealistischen Maler auf die Leinwand gebracht worden. Traumsequenzen, grell und farbig, und dahinter sah sie stets ein zerfurchtes Gesicht.

Der Mönch schaute sie an.

Wieder öffnete jemand die Abteiltür. Diesmal nicht so hart und fordernd, eher weich.

Dennoch schreckte Glenda auf. Sie schaute nach rechts, war aus ihren Träumen gerissen worden – und hatte den Eindruck, sofort wieder in sie hineinzutauchen.

Aber es war Realität.

Schon im Abteil und hinter der offenen Tür stand groß und wuchtig der Mönch!

***

Er hatte Glendas Veränderung mitbekommen und gesehen, wie ihr Gesicht an Farbe verlor. Sie hatte die Hand gehoben und die Fläche dorthin gepreßt, wo das Herz schlug.

»Tut mir leid«, sagte er. »Wenn ich Sie erschreckt haben sollte, Signorina.«

Glendas Hand sank nach unten. »Schon gut, Sie können ja nichts dafür.«

Er hob etwas verlegen die Schultern, während er sich umschaute.

»Kann ich mich zu Ihnen setzen?«

»Bitte, es sind noch fünf Plätze frei.«

»Danke sehr.« Der Mönch setzte sich in Bewegung. Glenda schaute unwillkürlich zu Boden, wo ein schon abgewetzter und abgetretener Teppichboden lag. Der Mönch ließ sich in das grüne Polster seines Sitzes sinken. Er hatte Glenda beobachtet und auch ihren Blick bemerkt. »Haben Sie etwas?«

Sie fühlte sich ertappt und bekam einen roten Kopf. Tatsächlich hatte sie zu Boden geblickt, um Ausschau nach Blutstropfen zu halten. »Wie meinen Sie das?«

»Schon gut, wir sind wohl beide etwas überfordert. Es war auch unnatürlich heiß.«

»Zum Glück ist es hier kühler.«

»Da haben Sie recht.«

Der Mönch saß ihr nicht direkt gegenüber, so daß beide die Beine

ausstrecken konnten. Er wischte durch sein Gesicht, obwohl kein Schweißtropfen auf der Haut schimmerte.

»Bekommt man hier auch etwas zu trinken?« fragte Glenda, die großen Durst verspürte.

»Bestimmt geht jemand durch.«

»Ich werde uns etwas holen. Nehmen Sie…«

»Nichts meine Liebe. Ich heiße übrigens Georgis. Pater Georgis. Wenn wir uns schon ein Abteil teilen, sollten wir wissen, mit wem wir es zu tun haben.«

»Ich bin Glenda Perkins.«

»Ah ja.« Er sagte es so ungewöhnlich, daß Glenda mißtrauisch wurde und sehr rasch das Abteil verließ. Der wird mich doch nicht kennen, dachte sie.

Einige Wagen weiter fand sie ein Büfett. Zwei Kellner in weißen Jacken starrten sie grinsend an, als sie ein Wasser bestellte, zahlte und es mitnahm. Was die Typen hinter ihr herriefen, konnte sie nicht verstehen.

Wieder im Abteil saß der Mönch noch immer auf seinem Platz. Die steife Haltung erinnerte Glenda an die eines Toten. Sie erschrak, schaute wieder zu Boden, wo sie keine dunklen Flecken sah. Trotzdem klirrten Glas und Flasche in ihrer Hand.

»Wieder da?«

»Si.« Glenda setzte sich. Auf der Platte stellte sie das Getränk ab und goß ein. Dabei lauschte sie dem Geräusch der zerplatzenden Bläschen.

Das hatte auch der Mönch vernommen. »Wissen Sie, liebe Freundin. Es ist manchmal wie im Leben.«

»Was denn?«

»Wenn die Blasen zerplatzen. So wird es auch uns einmal gehen, glauben Sie mir.«

Glenda wußte nicht, wie sie reagieren sollte und entschied sich für ein Lächeln. »Da haben wir noch Zeit.«

»Niemand kennt die Todesstunde.«

Sie trank und schaute den Mönch über den Rand des Glases hinweg an. Wieder dachte sie an das Blut und spürte den Schauer auf ihren Armen. Das kühle Wasser löschte den Durst. Draußen wirbelten eine vom Fahrtwind hochgeschleuderte Staubwolke wie eine unendlich lange Fahne vorbei und blieb auch an den Scheiben kleben.

Möglicherweise erwartete der Mönch eine Unterhaltung, nur fiel ihr nicht ein, was sie zu ihm hätte sagen sollen. Er saß da, rührte sich nicht und starrte ins Leere, obwohl er seine Augen bewegte.

Glenda überlegte, ob sie ihn auf die Blutstropfen ansprechen sollte.

Sie hatte schon den Mund geöffnet, als ihr Blick auf seine Nase fiel.

Glenda sagte nichts. Sie war unfähig zu sprechen. Sie verfolgte nur das schmale Blutgerinnsel, das bereits das Kinn erreicht hatte.

Warum tut er denn nichts? fragte sie sich. Warum wischt er das Blut nicht weg? Der Mann muß doch krank sein! Sie holte tief Luft, wollte aufstehen, doch ihre Glieder waren wie gelähmt.

Der Mönch kümmerte sich nicht um das Blut. Es hatte bereits den Weg über den Hals gefunden und rann jetzt in den Stoff der Kutte, wo es wegen seiner Farbe nicht weiter auffiel. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte Glenda den nassen Fleck.

»Pater Georgis, bitte… Sie …«

»Ja?« fragte er nur, bewegte die Augen und schielte sie an. »Was ist denn, Glenda?«

»Spüren Sie nichts? Merken Sie nicht, daß Ihre Nase blutet?«

Er saß auch jetzt unbeweglich und traf keine Anstalten, es abzuwischen. »Blut ist der Saft des Lebens«, sagte er nur.

»Ja, und Sie verlieren ihn.«

»Das weiß ich.«

Sie beugte sich vor und öffnete ihre Tasche. »Ich gebe Ihnen ein Tuch, Padre. Sie müssen zu einem Arzt und…«

»Nein, meine Teure, nicht zu einem Arzt. Lassen Sie uns reden, bitte! Es ist wichtig, es ist die letzte Chance. Wir müssen reden. Es ist kein Zufall, ich habe es geplant.«

Glenda war durcheinander und verstand die Welt nicht mehr.

»Wenn Sie meinen, dann…«

»Ja, das meine ich. Wichtig, meine Teure, es ist ungemein wichtig für uns alle.«

»Was wollen Sie denn?«

Er schaffte es, seine Haltung etwas zu verändern und sich nach rechts zu drücken. Jetzt konnte er Glenda Perkins direkt anschauen.

»Glauben Sie an den Teufel, Kind?«

Glenda erschrak. Wieder verlor ihr Gesicht an Farbe. Mit dieser Frage hatte sie nicht gerechnet.

Der Mönch bewegte seinen linken Arm. Er hatte dabei die Finger gekrümmt. Die Nägel schabten über den Stoff der Kutte, als die Hand auf- und niederglitt. »Glauben Sie an den Teufel?«

»Nein, nicht direkt…«

»Es gibt ihn aber!« keuchte er. Der Mund stand offen. Glenda sah das Blut an seinen Lippen. Sie wußte nicht, ob es sich dabei um frisches handelte oder ob es noch von dem aus der Nase stammte. »Es gibt den Teufel, den Dämon, den Antichrist. Ich habe es erlebt, wir haben es erlebt im Kloster Santa Lucca. Viele wollten es nicht glauben, sie hielten die Geschichten für absurd, aber die Urchristen haben sich nicht geirrt. In den Katakomben lauert das unheimlich Böse. Da steckt das Verderben. Man muß es stoppen, wir versuchen es…«

Glenda hatte sich vorgebeugt. Sie fieberte plötzlich. »Was ist mit dem Teufel?«

»Es gibt ihn, Kind, es gibt ihn. Ich habe es selbst erlebt. Ich und meine Brüder. Aber nur ich habe etwas unternommen. Ich wußte, daß ich Sie finden würde. Es war ein Fingerzeig des Schicksals, ein Hinweis auf eine Frau wie Sie.«

Glenda Perkins ging zwar einem normalen Beruf nach, sie arbeitete als Sekretärin, aber sie war angestellt bei Scotland Yard und dort hockte sie im Vorzimmer der beiden Geisterjäger John Sinclair und Suko. Und sie wußte, daß es Fälle gab, die den Rahmen der Normalität sprengten. So bei Sinclair und Suko, denn sie waren damit beschäftigt, Dämonen zu jagen und dem Satan ein Bein zu stellen.

So gesehen hatte der Pater schon recht. Glenda wußte genau, daß es den Teufel gab, er existierte in verschiedenen Formen, konnte sich hervorragend tarnen, war ein Meister der Verkleidung und gleichzeitig ein Herrscher der Hölle.

Asmodis wurde er genannt. Selbst Glenda war schon in seinen dämonischen Fallstricken gelandet und hatte sich vor langer Zeit in einen jungen Mann verliebt, der sich im Nachhinein als Teufel herausgestellt hatte. So waren die Worte des fremden Mönchs bei ihr auf fruchtbaren Boden gefallen. Und er schien sie bewußt gesucht zu haben, wußte wohl über sie Bescheid, was Glenda nicht begreifen konnte.

Sie nickte Pater Georgis zu. »Und weiter?« fragte sie leise. »Was wollen Sie mir noch sagen?«

»Er… er ist hier!« keuchte der Mann, der sich unruhig auf seinem Sitz bewegte. »Ich spüre ihn. Er hat mich in seinen Klauen. Er steckt in mir, aber noch wehre ich mich. Das Blut, Glenda – er will mich ausbluten lassen, und ich kann es nicht stoppen.«

Dabei wäre es an der Zeit gewesen, denn seine Kutte hatte sich vollgesaugt. In Höhe der Brust breitete sich schon der große, feuchte Fleck aus. »Was soll ich denn tun, Padre?«

»Zuhören. Genau zuhören. Mein Ende ist nah, noch kann ich mich dagegen aufbäumen.«

Glenda fühlte sich wie in einem Alptraum gefangen. Dabei hockte sie in einem normalen Zugabteil, fuhr durch eine der schönsten Landschaften Italiens, aber sie kam sich vor wie im Vorhof zur Hölle, wo der Teufel bereits lauerte. »Was wollen Sie mir denn noch alles sagen? Tun Sie es, ich höre Ihnen zu.«

»Das müssen Sie auch. Geben Sie die Informationen an die richtigen Stellen weiter.«

Glenda nickte heftig. »Darauf können Sie sich verlassen, Padre.«

Sie rieb ihre nassen Handflächen gegeneinander und wartete darauf, daß der Mann wieder anfing zu sprechen.

Er flüsterte die nächsten Worte; lauter konnte er wohl nicht mehr sprechen, und er wandte sich dabei von Glenda ab, so daß sie nur eine

Gesichtshälfte sehen konnte. »Der Teufel kann dich ruhig berühren, mein Kind, aber laß dir deine Seele nicht von ihm rauben, hörst du? Nicht deine Seele.«

»Ja, ich habe verstanden.«

»Schön, schön.« Er bewegte den rechten Arm und griff in die Kuttentasche. Glenda war gespannt, was er dort hervorholte, aber auch leicht enttäuscht, als sie erkannte, daß es sich um ein zusammengeknülltes Blatt Papier handelte.

»Ich… ich habe dir hier eine sehr wichtige Nachricht aufgeschrieben!« keuchte er. »Lies sie, behalte sie, behalte auch den Zettel, damit du nichts vergißt.«

Glenda mußte sich vorbeugen, um die Nachricht an sich nehmen zu können. Sie war sehr aufgeregt, die Finger vibrierten, als sie die Botschaft endlich lesen konnte. Mit bebenden Lippen sprach sie den Satz nach. »Er packte das Kreuz, warf es hin, und es verwandelte sich in eine Schlange…« Sie schaute auf. »Was soll das?«

»Eine Botschaft, Kind!« krächzte der Mönch, der Mühe hatte, die Worte überhaupt hervorbringen zu können. »Die Botschaft vom Teufel. Sie ist es, er ist es.«

Glendas Lippen zuckten. »Soll ich es so sehen, daß der Teufel in der Lage ist, das Kreuz anzufassen?«

»Si!«

»Aber das kann er nicht, das…«

»Er schon, mein Kind. Gibt gut acht. Paß genau auf, laß dich nicht beirren. Riechst du den Schwefeldampf? Ja, er ist in der Nähe, er wird sich furchtbar rächen.«

Glenda schüttelte den Kopf. Mochte der Mönch auch noch so recht haben, er brauchte ihrer Meinung nach ärztliche Hilfe, und Glenda spielte mit dem Gedanken, die Notbremse zu ziehen, weil sie zudem Furcht davor hatte, daß der Mann hier im Abteil sein Leben aushauchen würde. Sie wollte ihn auf den Arzt ansprechen, als ein Geräusch aus seinem Mund drang, das sich anhörte wie ein letztes trockenes Husten kurz vor dem Tod. Aber der Mönch lebte noch. Gequält holte er Luft. Er umklammerte mit den Fingern die Lehnen, als wollte er sie auseinanderbrechen. So hielt er sich, und noch einmal ging ein Ruck oder ein Strom der Kraft durch seinen Körper. »Höllentor«, flüsterte er mit kaum verständlicher Stimme. »Es ist das Höllentor, das Höllentor steht offen…« Er keuchte und drehte sich auf seinem Sitz. »Schließt das Höllentor …« Weit riß er den Mund auf, und Glenda glaubte, in der Kehle eine Schlange zu sehen, die sich dort bewegte.

»Was ist mit dem Höllentor – wo ist es?«

Sie bekam keine Antwort mehr. Der Mönch hing unnatürlich in seinem Sitz. Seine starren Hände hatten sich um die Lehnen

gekrampft. Aus dem Nasenloch floß kein Blut mehr.
Glenda spürte die Furcht wie eine Eisscholle in sich hochsteigen.
Sie beugte sich vor, der Nacken war gespannt, sie hörte sich selbst überlaut atmen. Es stand ihr der Sinn danach, den Mönch noch einmal anzusprechen. Gleichzeitig wußte sie, daß er ihr keine Antwort geben konnte.
Die dunkelhaarige Frau erhob sich. Der Zug fuhr in eine weite Kurve. Berge huschten vorbei, ein kleines Dorf wirkte spielzeughaft innerhalb einer staubigen Talschüssel. Von außen her drangen keine Geräusche an ihre Ohren, die Abteiltür schloß dicht.
Etwas mühsam näherte sie sich der starren Gestalt. Sie mußte sich davon überzeugen, ob…
Die Kurve verengte sich. Fliehkräfte traten auf, erreichten auch den starren Körper und kippten ihn zur Seite.
Glenda hielt sich fest. Sie starrte auf den Körper, sah jetzt die andere Gesichtshälfte und das verbrannte, rohe, braunrote Fleisch, aus dem dünner Rauch quoll, der nach Schwefeldampf roch.
Der Teufel hatte tatsächlich zugeschlagen…

***

Man hatte sie wenigstens duschen lassen, das empfand sie als Vorteil. Mehr positive Anzeichen gab es auch nicht, denn Glenda steckte in einer widerlich kleinen Zelle, in der es stank. Ein Fenster nur, dazu noch vergittert, beschmierte und beklebte Wände, eine Kloschüssel, Bett, Stuhl, kein Tisch, zwei Haken an den Wänden, wo sie ihre Kleider aufhängen konnte.
Und das in einem gottverlassenen Nest irgendwo zwischen Parma und Florenz.
Der Mönch war tot gewesen. Sie hatte Bescheid gesagt. An der nächsten Station waren die Polizisten gekommen und hatten sie mitgenommen. Die Fragen prasselten wie Regentropfen auf sie herein, sie wußte keine Antworten, dann hatte man sie in diese verdammte Zelle gesteckt, wobei es geheißen hatte, daß sie im Vergleich zu den anderen Zellen noch sehr komfortabel war, denn hier waren nur Untersuchungshäftlinge untergebracht.
Nicht einmal telefonieren hatte man sie gelassen. Ein Gespräch nur nach London, sie hätte es doch bezahlt und…
Aber womit?
Man hatte ihr alles abgenommen und sie in dieses Loch gesteckt.
Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte und schräg durch das Gittermuster nach draußen schaute, sah sie einen weißen Kirchturm.
Einige Male hatte sie von ihm den Glockenklang gehört, der hatte sie auch am Morgen geweckt, denn Glenda saß bereits eine Nacht in der Zelle.

Man hatte ihr Spülwasser und ein trockenes Brötchen gebracht.

Das Spülwasser hatte Kaffee sein sollen, von Glenda war er als Zumutung empfunden worden.

Nur wunderte sie sich darüber, daß seit dem Frühstück einige Stunden vergangen waren, in denen sich rein gar nichts getan hatte.

Sie kam sich vor, als hätte man sie vergessen.

Hin und wieder hatte sie Stimmen gehört, Männerstimmen, denn Frauen arbeiteten nicht in dieser Polizeistation. Es gab auch keine Zellen für Frauen. Zwei Verliese weiter hatte ein Betrunkener gehaust und in den Morgenstunden furchtbar gebrochen. Anschließend war er eingeschlafen und hatte später italienische Arien gesungen, mit einer fürchterlichen Blechstimme. Er war den Carabinieri dabei so auf die Nerven gegangen, daß sie ihn geholt und wahrscheinlich nach Hause geschickt hatten.

»Ich will auch hier raus!« keuchte Glenda. »Ich will aus diesem verdammten Loch verschwinden!« Sie dachte an London und daran, daß sie dort erwartet wurde.

Natürlich würde man beim Yard mißtrauisch werden, wenn sie nicht erschien. Sir James, ihr direkter Vorgesetzter, würde alle Hebel in Bewegung setzen, um sie zu finden.

Das konnte dauern, und Glenda richtete sich darauf ein, mindestens noch eine Nacht in der verfluchten Zelle verbringen zu müssen, wenn nicht noch länger, denn sie befand sich in Beweisnot. Der Mönch war vor ihren Augen und in ihrem Abteil auf schreckliche und unheimliche Art und Weise gestorben. Erklärungen konnte sie nicht abgeben, sie hatte nur das Wichtigste gesagt, von dem ein Protokoll angefertigt worden war. Die Dinge, die in einem direkten Zusammenhang mit dem Teufel standen, hatte sie wohlweislich verschwiegen und die Nachricht in einem unbewachten Moment verschwinden lassen.

Die Sonne wanderte weiter, Zeit verging. Zwei dicke Schmeißfliegen umsummten die Toilettenschüssel wie Monde einen Planeten.

Glenda empfand alles als widerlich und ekelhaft.

Dann hörte sie Schritte. Sofort schoß sie von ihrem Sitzplatz, der Bettkante, in die Höhe, aber der Mann ging vorbei.

Unter seinen Stiefelabsätzen trug er Nägel, die ein hartes Geräusch verursachten.

Wieder nichts…

Glenda schüttelte den Kopf. Enttäuscht ließ sie sich auf den Bettrand zurücksinken.

Je höher die Sonne stieg, um so mehr veränderte sich der Einfallswinkel ihrer Strahlen. Sie standen direkt auf dem kleinen Zellenfenster und heizten den engen Raum zwischen den vier Wänden auf. Nicht mehr lange, dann hatte er sich in eine Sauna verwandelt.

Glenda schüttelte den Kopf. »Verflucht noch mal, ich will hier raus.

Ich will raus aus diesem Verlies!« Sie hatte zwar laut gesprochen, doch niemand kümmerte sich um sie, bis ungefähr eine Stunde vergangen war, da vernahm sie abermals die harten Schritte, die diesmal vor ihrer Tür stoppten.

Es drehte sich ein Schlüssel, dann stieß jemand die Tür auf, und Glenda erhob sich. Sie war in Form, sie wäre dem schwarzgelockten Carabinieri am liebsten an die Kehle gesprungen, der aber nahm Haltung an und sprach freundlich auf sie ein.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden, Signorina Perkins…«

Glenda schüttelte den Kopf. »Was soll das denn heißen? Kommt ihr jetzt auf die weiche Tour?«

»Prego…«

Sie ging. Außerdem war sie froh, den Raum verlassen zu können.

Die Wachstube kannte sie bereits. In ihr war es nicht so heiß. Auf dem Schreibtisch stand unter anderem ein Ventilator, der sich drehte und ihr Luft entgegenblies.

Hinter dem Schreibtisch hockte der Chef. Die Uniformjacke hatte er ausgezogen, sein Hemd zeigte Schweißflecken. Vor ihm lagen Akten. Mit dem traurigen Ausdruck eines Seehundes schaute er Glenda entgegen, bevor er ihr den Platz auf einem harten Stuhl anbot. »Möchten Sie etwas trinken, Miß Perkins?«

Er sprach sogar Englisch und war stolz darauf, was sein Lächeln zeigte.

»Ja, Wasser, aber nicht aus der Leitung.«

»Naturalmente.« Er lachte. Glenda bekam ihr Wasser. Auf ihr Glas verzichtete sie, sie trank aus der Flasche. Die Brühe war nicht gerade kalt, aber sie löschte den ersten Durst.

»Mein Name ist Mandini, ich leite diese Station«, erklärte der Mann, als Glenda die Flasche abgesetzt hatte.

»Wie schön für Sie.«

Er schaute nach draußen, wo eine alte Frau Unkraut jätete. Die Sonne brannte dabei auf ihren Rücken. Es machte ihr nichts aus, sie arbeitete trotzdem weiter.

»Es tut mir leid, daß wir Sie nicht besser unterbringen konnten, aber Sie befinden sich hier nicht in Milano…«

»Leider nicht. Ich wollte, ich wäre schon dort.«

»Kommt Zeit, kommt Rat, Signorina. Wir haben uns natürlich mit Ihren Aussagen beschäftigt und auch mit Ihren persönlichen – wie sagt man noch dazu?«

»Daten!«

Er grinste breit. Auf seinem Gesicht erschienen Hunderte kleiner Falten. »Also, ich war überrascht, als ich Nachforschungen anstellte. Sind wir Kollegen?«

»Nein, nicht direkt.«

»Sie arbeiten für Scotland Yard?«
»Ich bin dort beschäftigt, und ich möchte Sie um eines bitten, Signore Mandini.«
»Aber gern.«
Glenda deutete auf das Telefon. »Ich muß jemand anrufen. Einen Kollegen, einen Oberinspektor, der John Sinclair heißt. Mir steht ein Anruf zu, wenn Sie…«
»Warum nicht? Telefonieren Sie. Auch zwei- oder dreimal, das spielt keine Rolle.«
Glenda schaute ihn erstaunt an. »Ach, woher der Umschwung? Gestern haben Sie mich behandelt wie eine Schwerverbrecherin.«
»Gestern war gestern, heute ist heute.«
»Das habe ich bemerkt.« Sie schaute zu, wie er ihr das Telefon zuschob. Es war schwarz, der Hörer glänzte fettig. Jedenfalls entdeckte sie entsprechende Fingerabdrücke.
Mandini zündete sich eine stinkende Zigarette an, während Glenda versuchte, Kontakt mit London zu bekommen. Beim vierten Anlauf klappte es schließlich, und sie war froh, direkt den richtigen Mann an die Strippe zu bekommen.
»John, ich stecke hier fest, du mußt sofort kommen.« Und dann sprach sie. Die Worte sprudelten über ihre Lippen wie ein Wasserfall. Sie redete bewußt so schnell, weil sie nicht wollte, daß dieser Mandini alles verstand. Sie erwähnte auch, daß es dringend war und redete zweimal vom Teufel. Als sie schließlich auflegte, tat sie es mit der Gewißheit, etwas in Bewegung gesetzt zu haben, denn John Sinclair würde kommen. Den Namen des Ortes hatte sie ihm auch mitgeteilt.
»Alles klar?« fragte der Polizist.
»Si, Signore. Jemand vom Yard wird so rasch wie möglich hier sein und sich um mich kümmern.«
»Das finde ich gut. Aber wir hätten Sie auch allein Weiterreisen lassen können.«
»Stehe ich nicht mehr unter Verdacht?«
Mandini hob die Schultern und wiegte dabei seinen Körper. »Wissen Sie, es ist sehr schwer. Wir kommen nicht so recht von der Stelle. Wenn Ihr Kollege erscheint, wird er sich einmischen wollen.«
»Das weiß ich nicht.«
Mandini nickte und spielte mit der Zigarettenschachtel. »Sie haben den Teufel erwähnt, wenn ich mich nicht irre.«
»Richtig.«
»Was meinten Sie denn damit?«
»Ich habe geflucht. Wenn Sie hier hausen müßten, wäre das verständlich – oder?«
Der Polizist bewegte einige Male seinen Mund, bevor er Glenda zustimmte und dann fragte: »Was haben Sie denn nun vor?«

»Ich bleibe Ihrem Ort erhalten. Es wird doch ein Hotel geben, wo ich übernachten kann. Mein Besucher wird sich erst am späten Tag hier zeigen.«

»Es gibt so etwas.«

»Und wo?«

»Schräg gegenüber. Wir sind hier an der Hauptstraße. Sie werden uns vom Fenster aus sehen können.«

»Darauf kann ich wohl verzichten. Wenn ich jetzt um mein Gepäck bitten dürfte?«

Mandini nickte. »Das bekommen Sie. Nur noch ein paar Fragen, wenn es recht ist.«

»Nein, es ist mir nicht recht. Ich weiß nichts. Der Mönch ist – aus welchen Gründen auch immer – vor meinen Augen gestorben. Ich habe mit seinem Tod nichts zu tun.«

»Das glauben wir Ihnen ja inzwischen. Nur müssen wir herausfinden, wieso er starb.«

»Nicht mein Problem.«

Mandini beugte sich vor. »Darf ich Sie zum Essen einladen? Da plaudert es sich besser.«

Glenda wollte spontan ablehnen, doch sie dachte nach. Man hatte ihr einiges angetan und wieder etwas gutzumachen, auch wenn Mandini sicherlich Fragen stellen würde.

»Ja, ich gehe mit«

»Das freut mich. Wissen Sie was, ich bringe Sie in das Hotel, Sie machen sich frisch, und ich lasse in der kleinen Küche schon einen Tisch reservieren. Der Laden gehört meiner Schwägerin.«

Es trat alles so ein, wie Mandini versprochen hatte. Auch mit dem Zimmer war Glenda zufrieden. Es entpuppte sich als groß und luftig, auch die Fenster waren hoch. Wegen der starken Sonne waren die Außenrollos geschlossen worden.

Glenda öffnete sie und besaß einen prächtigen Blick über das toskanische Hügel- und Bergland. Zum erstenmal fühlte sie sich besser.

Unter der Dusche verschwand auch der letzte Dreck. Sie zog sich um und ging nach unten, wo Mandini bereits wartete und sie aus funkelnden Augen anschaute.

»Ist was?« fragte Glenda.

»Man erkennt Sie nicht wieder, bella Glenda. Die weißen Hosen liebe ich an Frauen.«

»Das sagt mein Freund auch immer.«

»Er hat einen guten Geschmack.«

Sie aßen tatsächlich in einem Wohnraum. Er war mit dunklen Möbeln dekoriert. Die Schwägerin und deren Tochter trugen die Speisen auf, und Glenda bekam große Augen. »Haben Sie noch jemand

eingeladen, Signore Mandini?«

»Nein, das ist für uns.«

»Soviel schaffe ich nie.«

»Lassen Sie sich Zeit.«

Der Wein wurde auch serviert. Zuerst ein trockener Weißer, danach ein kraftvoller Roter.

Glenda pfiff auf sämtliche Diät-Vorschriften und schlug an diesem Mittag so richtig zu. Ihr Gegenüber freute sich, wie es ihr schmeckte, auch seine Verwandtschaft war begeistert.

Natürlich kam der Polizist wieder auf den Fall zu sprechen, doch Glenda konnte ihm nicht helfen.

»Wissen Sie«, sagte er und blies Rauch zur Seite. »Ich wundere mich noch immer über das Blut. Wir haben nämlich keine Wunde entdecken können.«

»Es waren innere Blutungen.«

»Auch dafür muß es Gründe geben.«

Glenda hob ihre Espresso-Tasse. »Sie werden die Leiche doch untersuchen lassen.«

»Nicht hier, in Firenze.«

»Dann können Sie das Ergebnis erfragen.«

»Si, das dauert nur. In der Zwischenzeit werden Sie ja nicht mehr hier sein – oder?« Er schaute sie schräg und irgend lauernd an.

»Wie meinen Sie das?«

»Ehrlich gesagt finde ich es ein wenig ungewöhnlich, daß Sie einen Kollegen herkommen lassen. Wir hätten Sie nicht mehr festgehalten, aber Sie ziehen es vor, freiwillig bei uns zu bleiben. Ich will Ihnen nichts unterstellen, glaube aber nicht daran, daß Sie es allein wegen der Gegend getan haben.«

Glenda spürte die Hitze der Tasse gegen ihre Finger strahlen.

»Welcher Grund sollte sonst vorhanden sein?«

Mandini lachte. »Ich rechne eher damit, daß sich ihr Kollege um den Fall kümmern wird.«

»Meinen Sie?«

»Si!«

»Und wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach. Ich habe nicht lauschen wollen, aber Ihr Gespräch machte mich aufmerksam. Sie haben einige Dinge erwähnt, über die man besser nicht spricht.«

»Sie meinen den Teufel?«

Mandinis Gesicht überzog sich mit einer Gänsehaut. »Das habe ich tatsächlich gemeint.«

Locker winkte Glenda ab. »Das müssen Sie nicht so tragisch sehen, Signore. Ich habe einige Male gefl…«

Sein Finger stach ihr entgegen. Der Nagel war rund und wirkte wie

angekaut. »Stimmt nicht, Signorina. Ich spreche ihre Sprache nicht perfekt, aber ich habe einiges von dem verstanden. Für Sie gibt es eine gewisse Theorie.«

»Dann bin ich gespannt.«

»Bene, ich sage Sie Ihnen. Dieser Mord an dem Mönch ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. In dem an sich guten Christenmann steckte das Böse. Es hat ihn regelrecht überschwemmt. Er ist verloren gewesen, denn er hat seinen Glauben nicht mehr gehabt.«

»Das sehe ich nicht so.«

Mandini schüttelte den Kopf. »Ich aber. Außerdem habe ich Nachforschungen anstellen lassen, was ihn und seine Herkunft betrifft. Wir hatten Erfolg.« Der Polizist senkte seine Stimme. »Er kam aus dem Kloster Santa Lucca.«

»Sagt mir nichts, der Name«, log Glenda. »Was soll das?«

»Santa Lucca hat einen Ruf.«

»Den haben viele Klöster.«

»Stimmt, nur ist dieser Hort sehr abgeschieden. Die Menschen in der Umgebung sind der Meinung, daß dort etwas Schreckliches geschehen ist. Daß der Teufel eventuell…« Er lachte plötzlich. »Aber das sind Spekulationen. Ich will Ihnen keine Furcht einjagen.«

»Das ist auch schlecht möglich, weil ich einfach an diese Dinge nicht glaube.«

»Aber es gibt das Böse.«

»Klar, bei Ihnen ist es die Mafia.«

Mandini schüttelte den Kopf. »Ach, hören Sie doch auf. Entweder wollen Sie mich nicht verstehen oder…«

»Ich bin einfach müde.«

»Dann sollten Sie sich hinlegen.«

»Ich darf mich für das exzellente Essen bei Ihnen bedanken, Signore Mandini. Es ist lange her, daß ich so was Gutes bekommen habe.«

»Sagen Sie es meiner Schwägerin.«

Die betrat soeben den Raum, beladen mit einer Flasche Grappa und zwei Gläsern. Der Grappa war vom Feinstem, ziemlich alt schon, besaß eine grüngelbe Farbe und schimmerte ölig, als die Frau ihn lächelnd in die Gläser schenkte.

»Der Abschluß eines guten Essens.«

Auch Glenda trank. Er rann in die Kehle wie Öl, das anfing zu brennen. Aber er tat gut, war genau das richtige nach dem opulenten Mahl und dem Espresso.

»Sie sind ja noch etwas hier«, sagte Mandini. »Da können Sie es sich überlegen.«

»Was denn?«

Er beugte sich vor. »Die Sache mit dem Teufel, meine Liebe. Ich bin sicher, daß etwas dahintersteckt. Da fällt mir noch etwas ein. Wir

haben uns erkundigt. Sie sind beim Yard nicht unbekannt, und der Mann, der zu uns kommen wird, ist auch etwas Besonderes, was seinen Beruf angeht. Soll ich noch mehr sagen?«

Glenda lachte. »Wenn Sie wollen.«

»Später. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Ruhe.« Er stand auf, verbeugte sich und ging.

Glenda blieb allein zurück. Vor ihr stand noch der Grappa. Sie überlegte, was sie tun sollte. Ihm die Wahrheit sagen oder Johns Ankunft abwarten.

Eine Entscheidung zu treffen, schaffte sie nicht. Das Essen, der dazu getrunkene Alkohol, all diese Dinge hatten sie verändert und ihre Gedanken schwer gemacht.

Die Lider waren wie Blei, hinzu kam die Ruhe im Raum. Wenn sie noch lange sitzenblieb, würde sie hier am Tisch einschlafen.

Das wollte Glenda auf keinen Fall.

Müde und langsam drückte sie sich in die Höhe, reckte sich, gähnte und traf in der kleinen Halle die Schwägerin des Kommissars.

Oben spielte jemand Klavier, schwermütige Melodien, die das ganze Haus ausfüllten.

»Oh, Signorina, Sie sind aber müde.«

»Da sagen Sie was.«

»Gehen Sie schlafen. Der Herrgott wird über Sie wachen.«

»Grazie.«

Die Stufen nach oben kamen ihr endlos vor. Glenda öffnete die Tür, betrat den kühl gebliebenen Raum und überlegte noch, ob sie sich ausziehen sollte.

Dabei starrte sie auf das Bett. Es wirkte wie ein Magnet. Nein, sie zog sich nicht aus. Schwer ließ sie sich drauffallen und streifte nur die Schuhe von den Füßen.

Der Klavierspieler ließ seine Finger noch immer über die Tasten gleiten. Es störte Glenda nicht, weil sie einfach zu müde war. Sie hatte das Gefühl, von den Klängen hinweggetragen zu werden, immer weiter weg, hinein in eine Welt, die dunkel war und Schlaf genannt wurde.

Manche Ärzte sagen, daß schweres Essen Alpträume verursachen kann, wenn man sich nach der Mahlzeit sofort hinlegt.

Glenda merkte, daß die Ärzte nicht gelogen hatten. Sie träumte tatsächlich, und sie träumte schlimm, denn immer wieder erschien ihr die Gestalt des Mönchs.

Sein Gesicht malte sich übergroß ab, aber nicht genug damit, es zerplatzte jedesmal, wenn es erschien, und aus dem großen Loch drang Glenda ein Schwall von Blut entgegen, der mit jedem erneuten Traum sich ihr immer stärker näherte und sie schließlich überschwemmte.

Es war so schlimm, daß sie nicht mehr schlafen konnte. Mit einem Schrei auf den Lippen fuhr Glenda hoch, sah Flecken auf den Wänden, die sich bewegten wie unheimliche Masken, so daß sich ihre Furcht weiter verstärkte und sie sich von einer gespenstischen Armee geradewegs umzingelt sah. Stöhnend atmete sie aus, als sie bemerkt hatte, daß sie einer Einbildung zum Opfer gefallen war.

Was da an den Wänden tanzte, war das letzte Licht der schräg einfallenden Sonnenstrahlen. Es mußte bereits Abend sein, und Glenda spürte, daß sie schweißverklebt war. Von der angenehmen Kühle des Raumes war nicht mehr viel übriggeblieben. Sie empfand die Luft als abgestanden und ungemein verbraucht.

Langsam schwang sie die Beine herum. Noch immer kam sie sich vor, als würde sie neben sich stehen und sich dabei über die Schulter schauen. Sie zwinkerte einige Male mit den Augen, preßte die Handflächen gegen die Wangen, bevor sie sich erhob und mit etwas unsicheren Schritten dorthin ging, wo sich die schmale weiße Tür befand, hinter der das Badezimmer lag. Eine erneute Dusche tat ihr ungemein gut. Erfrischt und ausgeschlafen kehrte sie zurück. Weit öffnete sie das Fenster.

Es war Wind aufgekommen. Glenda stellte sich vor das hohe Rechteck, lehnte sich vor und genoß es, daß der Wind gegen ihr noch feuchtes Gesicht fuhr und die letzten Tropfen trocknete.

Warm war es noch immer, aber die Sonne lag hinter den Bergen.

Sie war abgetaucht, als würde sie sich schämen. Die Luft wirkte auf einmal klar, auch wenn sich noch viel Staub in Bewegung befand und als Wolken durch die Straße zog.

Aber der Blick war weit und phantastisch. Bis hin zu den Bergen, die Hänge mit den Reben passierend und hineingleitend in eine ungewöhnlich klare und schöne Luft, wie sie in dieser Zusammensetzung nur der Süden hervorbringen konnte.

Sie hörte die Motoren der Autos, der Zweiräder, die Stimmen der Menschen, Musik, und bei jedem Atemzug glaubte Glenda, wieder neues Leben in sich aufzusaugen und das andere hinter sich zu lassen. Sie trat vom Fenster zurück, ließ es offen. Die Tritte hörten sich knarrend auf dem Holzfußboden an, wurden gedämpft, als sie über den blassen Hirtenteppich schritt und auf der Bettkante Platz nahm.

Was tun?

Glenda war nicht mehr müde, Hunger verspürte sie erst recht keinen, aber Durst. Durst auf einen herrlich kühlen trockenen Weißwein aus dieser wunderbaren Gegend.

Sie bewegte bereits den Mund, als würde sie den Wein kauen, und verließ lächelnd ihr Zimmer. Auf der Treppe begegnete ihr niemand. In der Halle hörte sie Stimmen. Zwei junge Leute stritten sich, wer der beste Disc-Jockey von Florenz war. Als sie sich nicht einigen konnten,

warf Mandinis Schwägerin sie hinaus.
Den Bruder des Polizisten sah Glenda auch. Er saß vor einem schmalen Schreibtisch und hackte auf einer alten Schreibmaschine herum, wobei er mehr über seine Unfertigkeit fluchte, als er schrieb.
Seine Frau lächelte Glenda entgegen. Sie war schon etwas älter, besaß aber noch sehr aparte Züge. »Was kann ich für Sie tun?«
»Ich hätte gern eine Flasche Wein.«
»Natürlich, aber…«
»Hauswein, wenn möglich. Oder haben Sie kein eigenes Weingut.«
»Kein Gut, aber einen Berg.« Sie lächelte stolz. »Darf es ein weißer oder…«
»Einen Weißwein bitte.«
»Sofort.« Sie verschwand durch eine dicke Holztür. Glenda spürte, daß man sie beobachtete, drehte sich um und schaute in das Gesicht des Hoteliers, der nicht mehr schrieb.
Braungebrannt war der Mann und wirkte so wie Vittorio de Sica mit seinen schneeweißen Haaren. »Sie sind sehr mutig«, lobte er Glenda.
»Wie… wie meinen Sie das?«
»Ich kenne Ihre Erlebnisse. Andere Frauen hätten einen Schreikrampf bekommen.«
»Ich stand nahe daran.«
Er hob die Schultern. »Das ist schwer zu glauben, wo Sie doch bei der Polizei arbeiten.«
»Nur daß ich keine Polizistin bin.«
»Dann habe ich meinen Bruder falsch verstanden.«
»Das müssen Sie wohl.«
Signora Mandini kehrte zurück. Auf einem Tablett standen die Flasche und ein Glas. Von der Außenseite der Flasche rannen Wasserperlen in langen Streifen nach unten. Der Wein besaß eine gelbe Farbe, beinahe schon mit einem Stich ins Grüne, ähnlich wie der französische Chablis.
»Sie werden begeistert sein«, sagte die Frau und übergab Glenda lächelnd das Tablett. Die Flasche war bereits geöffnet.
»Danke, ich nehme Sie mit auf mein Zimmer.«
»Soll Ihnen unser Hausmädchen das Getränk nach oben tragen?«
»Nicht nötig, ich mache es selbst.«
»Wie Sie wünschen.«
Beide schauten Glenda an, als sie die Stufen hochschritt. Der Weißhaarige lächelte so verträumt, daß seine Frau leicht sauer wurde und ihn anfuhr.
»Tu wieder deine Arbeit, Ernesto.«
»Natürlich, Maria, wie du willst.« So hackte und fluchte er weiter, ohne besser zu werden.
Glenda ging durch den breiten Gang. Überall standen die Fenster

offen. Die Geräusche der Straße wehten zu ihr hoch, und sie konnte nicht behaupten, daß ihr diese Laute unsympathisch gewesen wären. Im Gegenteil, sie begann, sich wohl zu fühlen.

Mit dem Ellbogen drückte sie die Klinke nach unten und stieß die Zimmertür auf.

Sie schwang nach innen, schuf Glenda Platz, die das Tablett abstellte, die Tür wieder schloß, sich umdrehte und urplötzlich große Augen bekam. Sie konnte nicht vermeiden, daß sie anfing zu zittern, denn der Gegenstand, der in der Zimmermitte lag, war vorhin, als sie den Raum verlassen hatte, noch nicht da gewesen.

Es war ein handgroßes Kreuz aus Eisen!

Mißtrauisch und vorsichtig trat Glenda auf den Gegenstand zu. In ihrem Kopf begann es zu arbeiten. Sie suchte nach einer Assoziation, und sie wußte auch, daß es sie gab, aber sie konnte sie einfach nicht auf die Reihe bringen.

Das Kreuz glänzte, obwohl es von keinen Sonnenstrahlen berührt wurde. Auch beim näheren Hinschauen konnte Glenda nichts Aufregendes feststellen, wenn sie sich allerdings eine Linie vom Fenster her bis in die Mitte des Zimmers dachte, dann war es durchaus möglich, daß jemand das Kreuz von draußen her in den Raum geworfen hatte.

Aber wer und weshalb?

Glenda Perkins spürte den Druck, auch die Unruhe. Beides war zurückgekehrt. So ähnlich hatte sie sich auch im Abteil und auf dem Bahnsteig gefühlt.

Es war nicht vorbei, es war noch da, das Unbekannte lauerte, es verfolgte sie, es hielt sie unter Kontrolle. Wer immer ihre Gegner auch waren, sie mußte höllisch auf der Hut sein, um nicht überrannt zu werden. Noch stand sie allein. John Sinclair würde erst am nächsten Tag eintreffen.

Glenda umrundete das Kreuz. Sie selbst merkte die innere Abwehr, die sie zwang, sich nicht nach dem Kreuz zu bücken und es an sich zu nehmen. Da war die Stimme, die sie warnte.

Es rührte sich nicht, schien völlig harmlos zu sein. Nach der ersten Runde blieb Glenda wieder an ihrem Ausgangspunkt stehen, atmete tief durch, bückte sich dann, um den Kopf vorstrecken und näher an das Kreuz heranzugehen.

Hätte es Augen besessen, so hätte es sie ansehen können. Nur Glenda schaute es an. Auch dann noch, als sie eine Handbreit vor dem Gegenstand stehenblieb.

Es war schon seltsam, ein Kreuz flößte einem normalen Menschen Vertrauen ein. Hier war das Gegenteil der Fall. Glenda Perkins spürte eine tiefe Abneigung vor dem Gegenstand. Sie wollte es aus dem Zimmer entfernen, nur traute sie sich nicht, die Hand auszustrecken

und es an sich zu nehmen. Statt dessen schob sie die Schuhspitze vor. Nur ein kleines Stück, dann fand sie Kontakt.

Glenda trug weiße Leinenschuhe mit schmalen blauen Streifen.

Die Spitze bestand aus hellem Hartgummi – und zischte plötzlich auf, als sie das Kreuz berührte.

Nein, nicht die Spitze des Schuhs. Glenda irrte sich. Es war das Kreuz selbst, das dieses Geräusch abgab, als hätte man glühendes Eisen mit Eiswasser zusammengebracht.

Das war nicht alles.

Was sie in den folgenden Sekunden sah, ließ sie fast an ihrem Verstand zweifeln…

***

Das Kreuz schnellte, wie von einer unsichtbaren Hand geschleudert, in die Höhe, zuckte, zog sich zusammen wie Gummi, verlor dabei seine Festigkeit und verwandelte sich innerhalb einer stinkenden Rauchwolke in einen anderen Gegenstand.

Es war eine Schlange!

Eine lebende, schwarze, fingerdicke Schlange mit bösen, blutroten Augen. In diesem Augenblick fiel es Glenda Perkins wie Schuppen von den Augen. Sie dachte an die Botschaft auf dem Zettel. Dort hatte es geheißen: Er packte das Kreuz, warf es hin, und es wurde zu einer Schlange. Wie jetzt, denn jemand mußte das Eisenkreuz durch das offene Fenster in ihr Zimmer geworfen haben.

Allmählich wurde ihr bewußt, wie groß die Gefahr war, die sie umgab. Hier wollte jemand nicht, daß sie weitermachte und gegen das Unerklärliche ankämpfte. Nicht nur im Zug hatte das Böse gelauert, auch hier im Ort war es. Sie schaute sich um.

Die Tür war nicht weit entfernt, mit zwei Schritten würde Glenda sie erreicht haben, aber das wußte auch die Schlange. Sie war schnell, schneller als Glenda, huschte quer durch den Raum und versperrte ihr den Weg zur Tür.

Etwa in Kopfhöhe schwebte sie, hielt den Kopf gedreht und starrte Glenda an.

Sie wich zurück, obwohl sie es eigentlich nicht wollte. Aber der Blick dieser verfluchten, roten Augen hatte sie hart getroffen, er war in ihre Seele gedrungen wie ein gefährlicher Ruf des Satans.

Genau – der Satan. Er mußte in dieser Schlange stecken. Wie oft hatte sich der Teufel schon in der Schlange gezeigt, im Paradies war es so gewesen, und das hatte sich bis heute nicht geändert.

Allein mit dem Teufel. Von ihm beobachtet und unter Kontrolle gehalten zu werden, das gefiel Glenda Perkins überhaupt nicht. Die Schlange war schnell, flink, sie würde auch schneller reagieren können als ein Mensch. Der Weg zur Tür war Glenda versperrt. Es blieb das

offene Fenster, nur lag es im zweiten Stock. Aus dieser Höhe nach unten zu springen, wäre Wahnsinn gewesen.

Sie ging vorsichtig zurück. Etwas anderes blieb ihr einfach nicht.

Jetzt nur nicht in Panik verfallen und durchdrehen, dann war die Schlange immer im Vorteil.

Das dämonische Tier stand in Kopfhöhe und rührte sich nicht. Es lauerte, es wartete ab, ließ ihr Opfer nie außer Kontrolle. Glenda erreichte den Tisch und stieß gegen die Kante. Das Glas und die Flasche bewegten sich, kippten aber nicht um. Sie hörte nur, wie beide mit der Unterlage über den Boden rutschten.

Mit offenem Mund holte sie Luft. Noch war nichts passiert. Der Raum zwischen ihr und dem Tier war größer geworden. Sie suchte nach einer Waffe. Die mußte sie einfach haben, um sich wehren zu können. Man fuhr nicht mit geladenen Silberkugel-Pistolen in Urlaub, wenn man nicht gerade John Sinclair hieß.

Sie war waffenlos.

Glenda schaute auf ihre Hände, während sie sich an der längeren Seite des Tisches vorbeibewegte. Dabei schielte sie nach links. Ihr fiel auf, daß die Tür zum Bad nicht geschlossen war. Der Raum war klein, nicht mehr als eine Kammer, doch immerhin eine Chance.

Wenn sie es schaffte, dort hineinzukommen, die Tür zu verrammeln, dann war es vielleicht die halbe Miete.

Die Schlange bewegte nur den Kopf, weil sie Glenda nicht außer Kontrolle lassen wollte. Noch bewegte sie sich nicht, und Glenda Perkins wagte es.

Sie startete aus dem Stand. Ein furchtbarer Gedanke zuckte durch ihr Hirn. Wenn du jetzt stolperst oder fällst, ist alles vorbei. Aber sie fiel nicht, sie kam durch, erreichte die Tür, fand die alte Klinke, riß die Tür auf und sprang in den Raum.

Sofort hämmerte sie die Tür wieder zu und hätte fast noch abgeschlossen. Das ließ sie bleiben. Vielleicht würde sie noch einmal schnell fliehen müssen, und sie wollte sich da nichts verbauen.

Scharf holte sie Luft. Es gab keine Wanne, nur eine Duschkabine war vorhanden. Glenda lehnte sich gegen die Wand. Der Angstschweiß klebte wie eine fette Soße auf ihrer Stirn. Mit einem Handtuch wischte sie ihn weg. Der kleine Raum besaß einen nur sehr primitiven Abzug. Noch immer klebte die Feuchtigkeit des letzten Duschbads an den Kacheln und auf dem halbblinden Spiegel.

So wartete sie ab…

Sekunden vergingen, sie dehnten sich, Minuten kamen zusammen, es passierte nichts. Glenda konnte auch keine Hilfe erwarten. Sie war mit dem Wein auf ihr Zimmer gegangen, für die anderen ein Zeichen, daß sie allein gelassen werden wollte.

Und wenn sie schrie? Das hätte sie im Zimmer machen sollen. Im Bad

würden ihre Schreie ersticken. Da kam ihr niemand zur Hilfe.

Also ließ sie es bleiben.

Der Blick blieb auf der Tür haften. Wenn die Schlange ein Teufelsgeschöpf war, würde es ihr keine Schwierigkeiten bereiten, die Tür zu durchstoßen oder sich im Bad zu materialisieren. Für den Satan gab es keine Mauern, der kam überall durch.

Sie wartete, schaute auf ihre Uhr, gab fünf Minuten zu, in denen nichts geschah.

Dann wagte sie es. Vorsichtig schlich sie zur Tür. Sekunden später hatte sie die Tür geöffnet, schaute in den Raum und konnte keine Schlange mehr entdecken.

Sie atmete auf. Dennoch wollte ihr nur ein kleiner Stein vom Herzen fallen. Dämonische Wesen wie die Schlange gehörten zu denjenigen, die alle Tricks kannten. Sie konnte sich versteckt halten, unter dem Bett, dem Teppich, alles war möglich. Sie kannte jeden Trick und suchte nach der günstigsten Möglichkeit, um zuschlagen zu können.

Glenda fand das Tier nicht. Sie durchsuchte alles und griff schließlich zur Weinflasche. Der Wein war nicht mehr so kalt, wie er hätte sein müssen, sie trank ihn auch ohne Genuß, mehr gegen den Durst, leerte das erste Glas in einem Zug, bevor sie sich ein zweites einschenkte und mit ihm in der Hand zum Fenster ging.

Glenda schaute auf die Straße.

Ein völlig normales Leben lief unter ihr ab. Die Wärme hatte viele Menschen ins Freie gelockt. Ein dunkler Himmel lag über dem Land. An einigen Rändern aber hatte er eine rötliche Farbe bekommen.

Die Luft roch nicht mehr nach Staub. Sie war viel klarer geworden.

Jemand sang ein leichtes Lied; der Geruch von gebratenem Fisch wehte zu ihr hoch. Jugendliche rasten auf ihren Zweirädern durch den Ort, ältere Menschen hockten zusammen und spielten Karten.

Vor den Lokalen ging es meistens hoch her.

Glenda spürte viel von dieser ausgelassenen südlichen Lebensart.

Sie liebte dieses Land, aber sie dachte daran, daß es gerade Italien gewesen war, wo sie ihre schlimmsten, dämonischen Abenteuer erlebt hatte. Alles deutete darauf hin, daß sie auch jetzt wieder davon eingekesselt worden war. Die Schlange hatte den Weg in ihr Zimmer gefunden. Weshalb? War sie nur erschienen, um sie zu warnen?

Glenda hob die Schultern. Ein Zeichen, daß sie darüber nicht mehr nachdenken wollte. Irgendwo war sie es leid, und sie setzte ihr Vertrauen auf John Sinclair, der am nächsten Tag eintreffen würde.

Mit langsamen Schritten und trotzdem sehr wachsam ging sie zurück in das Zimmer. Im Mund schmeckte sie noch den Wein. Sie schenkte sich noch ein Glas ein, jetzt war die Flasche halb geleert.

Glenda schüttelte den Kopf. Manchmal gab es Tage, da lief alles verkehrt. Da flippte man permanent aus. So erging es ihr im Moment.

Sie hatte zuviel gegessen, zuviel getrunken, und sie hatte Dinge erlebt, die in kein Raster paßten.

Immer wieder mußte sie an den Mönch aus dem Zug denken. Wie er ihr die Botschaft übermittelt hatte. Das Kreuz war zur Schlange geworden, ein böses Zeichen.

Wenn sie es richtig deutete, konnte es nur bedeuten, daß das Böse über das Gute gesiegt hatte.

Diese Folgerung ließ Glenda erbleichen und schreckte sie gleichzeitig auf. Etwas krampfte ihr Herz zusammen, eine Riesenfaust, und sie wagte nicht, weiter über das Problem nachzudenken. Es war einfach zu schlimm, das hätte weitreichende Folgen haben können.

Hitze und Kälte wechselten sich bei ihr ab. Die Schlange war das Böse, und die Schlange war zu ihr ins Zimmer gedrungen. Also hatte sie auch gewußt, wo Glenda zu finden war.

Wurde sie etwa unter Kontrolle gehalten? Hielt die andere Seite bereits die Klaue nach ihr ausgestreckt, um auch sie endgültig in ihren Bann zu ziehen?

Das Zimmer war leer, was bedeutete das schon?

Glenda erhob sich wie unter einem Zwang stehend. Und wie geführt bewegte sie sich auf das Zimmerfenster zu, schaute nach draußen.

Ihr Blick glitt über die Straße hinweg und saugte sich am Kirchturm fest. Den hatte sie schon von ihrer Zelle aus sehen können. Er lief nicht spitz zu, als schmales Rechteck stach er gegen die Dunkelheit. Das Kreuz war groß, es bestand aus Metall. Querstreben hielten es fest im Boden verankert, damit es auch einem Sturm standhalten konnte.

Dem natürlichen Sturm ja, dem magischen nicht. Glenda bekam große Augen, als sie erkannte, daß es sich bewegte. Es peitschte plötzlich zur Seite, dabei geschah das gleiche wie in ihrem Zimmer.

Das Kreuz hatte sich verwandelt. Ob es direkt zu einer Schlange geworden war, konnte Glenda nicht erkennen, sie sah auch keine glühenden Augen, aber ihr war klar geworden, daß das Böse sie auch jetzt noch unter Beobachtung hielt.

Mit unsicheren Schritten zog sie sich zurück und hörte sich selbst sprechen, wobei sie ihre Stimme kaum erkannte. »Mein Gott, wie soll das alles enden?«

Zitternd sank sie auf das Bett und dachte an die Worte des Paters.

Er hatte davon gesprochen, daß jemand das Höllentor geöffnet hatte. Glenda nickte sich selbst zu, als wollte sie damit die Worte des Toten bestätigen…

***

Ich hatte Glück gehabt und von London aus noch einen Spätflug nach Mailand bekommen.

Am Flughafen nahm ich mir einen Leihwagen, einen Lancia Thema,

und fuhr erst gar nicht in diesen gewaltigen Moloch von Stadt hinein, sondern rollte auf der Autostrada in Richtung Süden, weil ich irgendwo auf dem Lande übernachten wollte.

In einem kleinen Hotel, bei netten Menschen, Ruhe haben, das war es, was mir vorschwebte.

Das kleine Hotel fand ich nicht, dafür ein Motel, in dem es sich einigermaßen aushalten ließ.

Sehr früh schon fuhr ich weiter. Auf das Frühstück verzichtete ich.

Es wurde erst später serviert.

Ein herrlicher Tag lag vor mir und später die Berge der Toscana, wo Glenda Perkins auf mich warten würde. Der kleine Ort hieß Valpone, war ziemlich schwer zu finden, weil er versteckt in einem der vielen Täler lag. Die Sonne meinte es wieder super. In den Weinbergen arbeiteten die Menschen. Die Reben hingen voll, es würde ein sehr gutes Weinjahr werden, das erkannte auch ich als Nichtfachmann.

In Valpone stand mir nicht viel Auswahl zur Verfügung. Die Polizeistation war nicht zu übersehen. Ihr Chef hockte nicht hinter dem Schreibtisch, er stand vor der Außentreppe und diskutierte mit zwei alten Frauen, die ihn in die Zange genommen hatten und so auf ihn einsprachen, daß er immer kleiner wurde.

Ich ließ den seegrünen Lancia ausrollen, stieg aus und grinste, als ich die Szene sah.

Der Mann warf mir einen hilfesuchenden Blick zu. Ich wollte ihn doch nicht enttäuschen, drängte mich zwischen die schnatternden Weiber und fragte: »Kann ich Sie sprechen, Signore?«

»Aber sicher.«

Jetzt waren die beiden Weiber still, schauten mich noch böse an und zogen sich dann zurück.

Mein italienischer Kollege wischte mit einem großen Tuch seine Stirn trocken, schloß für einen Moment die Augen und machte ein Gesicht, als wollte er beten.

»Grazie«, sagte er keuchend, »grazie. Sie… Sie haben mich bestimmt gerettet.«

»Kann sein.«

»Sie sind John Sinclair.«

»Si.«

»Ich bin Mandini und leite hier die Station. Ist nicht viel los, eigentlich…«

»Nun ja, seien Sie froh. Kann ich meine Mitarbeiterin sprechen?«

»Sie ist nicht hier.«

»Was?« Mein Gesicht verlor den größten Teil der gesunden Farbe, und ich hörte ihn lachen.

»So meine ich das nicht. Wir haben… ich habe sie in einem Hotel untergebracht. Es lag ja nichts mehr gegen sie vor. Sie müssen

verstehen, Kollege, daß wir sie erst bei uns behalten mußten. Der Tod dieses Mönchs war zu unerklärlich.«

»Sie haben noch keine Hinweise?«

Er hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Woher denn? Nein, das geht nicht. Außerdem werden die Untersuchungen von Florenz aus geleitet. Das kann dauern.«

»Wir werden sehen. Welches Hotel ist es denn?«

Mandini deutete auf ein etwas höheres Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite. »Dort wohnt sie. Da müssen Sie nachschauen.«

»Grazie.« Ich wollte gehen, aber Mandini hielt mich am Arm fest.

»Moment noch. Ich… ich will ja nicht neugierig erscheinen, aber können Sie mir sagen, was Sie jetzt vorhaben? Werden Sie vielleicht suchen oder versuchen …«

»Sie meinen, ob ich den Fall lösen will?«

»Genau!«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls werde ich mit meiner Mitarbeiterin Ihren Ort verlassen.«

»Wohin?«

»Nach Hause.«

Ob er mir das abnahm, wußte ich nicht. Es war mir auch egal. Allerdings konnte ich mir gut vorstellen, daß Glenda und ich uns auf Spurensuche machen würden, denn was sie in dem Telefongespräch angedeutet hatte, ließ auf ein Einwirken teuflischer Kräfte schließen.

Diese zu stoppen, war mein Job.

Ich betrat das Hotel durch die offene Tür. Ein Halbwüchsiger fegte die hellen Stufen frei.

In der Halle empfing mich eine angenehme Kühle. Sie war groß, ich sah einige Sessel, und über eine Lehne schauten die schwarzen Haare auf einem Hinterkopf hervor.

Auch ohne die Person von vorn gesehen zu haben, wußte ich sofort, wer dort saß.

Ich schlich hin, hörte ein Geräusch das entsteht, wenn jemand eine Zeitung umblättert, dann war ich da und meine Hände ebenfalls. Sie legten sich von hinten über die Augen der dort Sitzenden.

Ich hörte einen Schrei, dann ein Wort. »John!«

»In Lebensgröße.« Meine Hände lösten sich von Glendas Gesicht, die Zeitung fiel zu Boden, Glenda schnellte hoch, drehte sich um und warf sich mir derart wuchtig in die Arme, daß ich fast gestolpert und gefallen wäre.

»John! John! Himmel, ich bin froh. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin.«

Mein Lachen glitt über ihren Kopf hinweg. »Was ist denn los, Mädchen? Was hast du?«

»Schreckliches hinter mir.«
»Und jetzt?«
»Ist es noch nicht vorbei, John, noch längst nicht.«
Ich strich über ihren Rücken. »Nun, da wirst du mir ja einiges zu berichten haben.«
»Und ob.«
»Geht das auch bei einem Kaffee? Den könnte ich nämlich jetzt vertragen.«
»Klar doch.«
Während ich mich in einen der Sessel setzte, bestellte Glenda den Kaffee. »Er wird gleich gebracht«, sagte sie und ließ sich mir gegenüber nieder.
Mein Blick glitt forschend durch ihr Gesicht. »Ehrlich, Glenda, erholt siehst du nicht aus.«
»Das stimmt.«
»Lag es am Urlaub?«
»Kann sein, die Zeit war einfach zu kurz. Aber die letzten Tage waren viel schlimmer gewesen, natürlich auch die Nächte. Was ich da durchgemacht habe, das ist schon hart gewesen. Und dann die Zugfahrt, wo ich schon auf dem Bahnhof von Florenz dieses komische Gefühl bekam, daß etwas nicht stimmte…«
Der Kaffee wurde serviert. Keine kleinen Espresso-Tassen, sondern Kännchen aus Silber, was mir ausnehmend gut gefiel. Wir schenkten ein, und ich fragte: »Willst du mir nicht alles der Reihe nach erzählen, Glenda? Das ist besser.«
»Natürlich.« Sie holte aus der Tasche einen Zettel. »Ich habe mir sogar Notizen gemacht.«
»Clever.«
Dann begann sie und hatte in mir einen sehr aufmerksamen Zuhörer. Ich kam zudem aus dem Staunen nicht heraus. Was Glenda erlebt hatte, war in der Tat verdammt hart.
Zwischenfragen hob ich mir auf, schlürfte den Kaffee, der sehr stark war und einen Teil meiner Lebensgeister wieder wachrüttelte, da mich die Fahrt doch etwas geschlaucht hatte.
»So«, sagte sie und strich über ihre leicht geröteten Wangen. »Jetzt weißt du alles.«
Ich nickte. »Daß es so schlimm gekommen ist, hätte ich mir nicht träumen lassen.«
»Ich habe nichts dazu erfunden.«
»Das glaube ich dir gern, Glenda. Für mich ist nur erschreckend, wie dieses Kreuz reagiert hat.«
Sie nickte heftig. »Ja, stell dir vor, du betrittst ein Zimmer, in dessen Mitte ein Kreuz liegt, das sich plötzlich in eine schwarze Schlange mit glühenden Augen verwandelt. Kannst du dir vorstellen, wie einem

dann zumute ist?«

»Schon.«

»Schlimm, John. Ich hatte fürchterliche Angst. Ebenso wie in dem Abteil, als ich dort mit diesem Mönch allein war. Er… er fing an zu bluten. Die Tropfen rannen aus seiner Nase und hinterließen einen langen Streifen. Der Mann hörte einfach nicht auf. Er war schon todkrank, er war verseucht, aber er mußte noch einmal mit mir reden und einfach alles loswerden.«

Ich schaute sie unter den hochgehobenen Augenbrauen an. »Dann sprach er noch von einem Höllentor – oder?«

»Klar, sicher. Er redete davon, daß es geöffnet wäre. John, ich sage dir, ich muß ihm einfach glauben. Dieses Höllentor hat er nicht grundlos erwähnt.«

Der letzte Rest Kaffee verschwand in meinem Mund. »Wenn ich alles recht bedenke, Glenda, kann ich mir gut vorstellen, daß die Begegnung zwischen dir und diesem Mönch kein Zufall war. Ich denke, daß sie bewußt gesteuert worden ist. Der Mönch wollte, bevor er starb, noch einen letzten Hinweis an eine bestimmte Person geben. Als Übermittlerin bist du in Betracht gekommen. Daß du dich in diesem Gebiet aufgehalten hast, kann man als Fügung oder Schicksal ansehen, ich gehe nach wie vor davon aus, daß wir uns um den Fall kümmern sollen.«

»Genau.« Sie schaute mich prüfend an. »Wirst du dich denn darum kümmern, John?«

»Du kennst mich«, erwiderte ich lächelnd. »Wie würdest du an meiner Stelle handeln?«

»Am Ball bleiben, ist doch klar.«

»Das werden wir auch. Wie hieß das Kloster noch gleich, in dem der Mönch gelebt hat?«

»Santa Lucca.«

»Okay, Glenda, dann nichts wie hin nach Santa Lucca und wenn es geht, das Höllentor wieder schließen…«

***

Das Kloster Santa Lucca lag dort, wo die Weinberge mit ihren langen Hängen verschwunden waren und einer anderen Geländeform Platz geschaffen hatten.

Ich kannte Südtirol mit seinen Dolomiten und empfand eine Ähnlichkeit mit dieser oberitalienischen Landschaft, auch wenn die Berge hier nicht so hoch waren und nicht durch weite, sattgrüne Matten miteinander verbunden wurden.

Man merkte die südlichere Umgebung, die Sonne, die Hitze, die den Boden ausgebrannt hatte. Hinzu kam, daß diese Gegend kaum Tourismus erlebt hatte. Wir sahen keine künstlich herausgeputzten

Vorzeigeorte, was wir an Häusern, Gebäuden und Straßen zu Gesicht bekamen, hatte die Ursprünglichkeit nicht verloren.

Wir hatten uns bei einigen Menschen in Valpone nach dem Kloster erkundigt und kaum Antworten erhalten, mit denen sich etwas anfangen ließ. Im Süden, hieß es nur. Weiter im Süden, da soll es mehrere Klöster geben. Da müßt ihr hin.

Wir fuhren praktisch die Strecke, die Glenda auch mit der Bahn gekommen war, nur blieben wir auf der Straße und kamen entsprechend langsamer voran.

Jedenfalls war uns die ungefähre Gegend bekannt. Gegen Mittag suchte ich einen Rastplatz. Vor uns lag ein weites Tal, zum Norden hin abgeschirmt durch hohe Berge, die aussahen wie hochgereckte Fäuste und kaum Schatten warfen.

Der kleine Ort duckte sich mit seinen flachen Häusern, als hätte er vor der Natur Angst bekommen. Über den Dächern flirrte die Luft.

Die Hitze stand wie eine Wand, sie lähmte die Bewegungen und sorgte auch für eine Trägheit des Gehirns.

Glenda stand vor dem Kühler. Sie trug eine Sonnenbrille, dennoch beschattete sie die Augen, als sie über den kleinen Ort hinwegschaute und mir zuwinkte.

Ich hatte den heißen Wagen ebenfalls verlassen. Die Hose klebte mir an den Beinen. Ich schüttelte sie durch und blieb neben Glenda stehen. Mit der Zungenspitze fuhr ich über meine rauhen Lippen.

Der Mund klebte mir fast zu, ich verspürte Durst.

»Was hast du?«

»Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, das Kloster sehen zu können. Da hinten, John, noch hinter dem Ort, wo sich ein Kirchturm in die Höhe drückt. Dort könnte es liegen.« Sie streckte den Arm aus und wies mit dem Zeigefinger in die entsprechende Richtung.

Auch ich schaute dorthin. Den Turm sah ich. Er stach aus dem wabernden Hitzeschleier hervor. Die Entfernung war einfach zu groß, um Genaueres erkennen zu können.

»Was sagst du, John?«

»Wir werden im Ort nachfragen.«

»Okay, meine ich auch. Außerdem brauche ich unbedingt etwas zu Trinken. Ich fühle mich wie ein Schwamm, der ausgesaugt worden ist.«

»Frag mich mal.«

Gemächlich gingen wir zurück, stiegen ein, öffneten die Rückfenster und starteten.

Schon beim Anlegen der Gurte hatten wir stärker geschwitzt. Jede Bewegung bereitete regelrechte Qualen. »Wie kannst du es bei dieser Hitze nur aushalten?« fragte ich Glenda.

Sie hob die Schultern. »Das ist Urlaub, John. Ich habe mich immer im

Schatten gehalten.«

»Das sieht man.« Grinsend warf ich einen Blick auf ihre dunkel und sonnenbraun gewordene Haut und erkannte im gleichen Moment, wie sie einen Schauer bekam. »Was hast du?«

Glenda flüsterte mit tonloser Stimme. »Ich denke an das Kreuz, John, das sich in eine Schlange verwandelte.« Sie holte Luft. »Es ist… es ist, weißt du … alles so schlimm, weil ich bisher eine Achtung hatte. Nun mußte ich erleben, daß die Hölle stärker war. Sie hat das Kreuz verwandelt.« Glenda machte es mir mit den Händen vor. »So wurde es zu einer verfluchten Schlange. Wie kann das sein?«

Ich gab noch keine Antwort. Erst mußte ein halbes Dutzend Schafe über den Weg laufen. Da sie es in Etappen taten, fuhr ich zwischen ihnen Slalom. »Ich kann dir das nicht sagen, Glenda. Zumeist war mein Kreuz Sieger. Was nun mit ihm geschehen ist, darüber können wir nicht einmal spekulieren. Die Hölle, das Böse oder der Teufel muß einen Weg gefunden haben, um Macht über das Kreuz zu bekommen. Das ist es, was ich momentan meine.«

Sie schaute mich erschreckt an. »John, wenn das zutrifft, können wir uns auf etwas gefaßt machen. Bisher habe ich gedacht, daß ein Kreuz resistent…«

»Ist es ja auch!«

»Soll ich das glauben?« hauchte sie.

Ich schnaufte durch die Nase. »Glenda, gib die Hoffnung nicht auf. Sieh es realistisch. Ich denke, daß das, was du gesehen hast, die große Ausnahme ist.«

»Aber eine schlimme.«

Ich stimmte ihr schweigend zu und mußte mich auf die Fahrerei konzentrieren, denn der staubige Weg war schmaler geworden. Er wand sich wie ein langer, schmutziger Wurm dem Ort entgegen.

Außer dem Geräusch des fahrenden Autos hörten wir nichts. Über dem Land lag die Ruhe eines heißen Augustmittags. Hochsommer in Italien. Vom nahen Monat September war nichts zu merken, im Gegensatz zu London, wo die große Hitze vorüber war, der Regen peitschte, der Wind wehte, die Kühle kam…

Als ich daran dachte, mußte ich lächeln.

Hier hielt man das, was in Spanien als Siesta bezeichnet wurde.

Auf den Feldern arbeiteten die Menschen nicht. Sofern es Schatten gab, lagen sie dort und ruhten sich aus. Ich kam mir schon bald vor wie irgendein Tourist, der sich auch durch die höchsten Temperaturen nicht davon abhalten ließ, die großen Städte im Hochsommer zu durchwandern.

Über dem Dorf flimmerte noch immer die Wärme. Sie stand dort wie eine zitternde Wand. Das Kloster sahen wir nicht mehr, da sich der Weg gleichzeitig senkte.

Dann erschienen die ersten Häuser. Flache Gebäude mit schmalen Fensterschlitzen, um es im Innern so kühl wie möglich zu halten.

Eine kleine Werkstatt hatte jemand an sein Haus angebaut. Zur Straßenseite war das Gebäude offen.

Wir sahen einen Mann, der keine Mittagspause machte. Er bearbeitete mit einem Hobel ein Stück Holz. Der Mann schaute auf, als er unseren Wagen hörte.

»Du willst anhalten?« fragte Glenda, als ich den Lancia ausrollen ließ.

»Mal sehen, ob ich etwas erfahre.«

»Okay.« Nach dem Aussteigen reckte sie sich und zupfte an ihrer feuchten Kleidung.

Der Mann starrte uns mit unbewegtem Gesicht an. Sein Haar hatte sich stark gelichtet. Die Reste trug er als grauschwarzen Kranz. Die flache Mütze saß schief auf seinem Kopf.

»Buon giorno«, grüßte ich und blieb vor ihm stehen.

Der Mann nickte nur. Er hatte breite Hände. Seine Schultern fielen ab. Das Mißtrauen in seinen hellen Augen war nicht verschwunden.

»Was wollen Sie?«

»Einige Auskünfte, wenn es recht ist.«

Er hob die Schultern. Mit einer Hand fegte er Sägespäne zur Seite.

»Ich weiß nichts.«

»Wir wollen zum Kloster Santa Lucca.«

Ich hatte den Satz gesprochen und wunderte mich über die Reaktion des Einheimischen. Scharf drehte er sich herum und schaute in die entgegengesetzte Richtung.

Glenda hob die Schultern und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Da hatte ich mit meiner Frage wohl ein Thema angeschnitten, das ihm gar nicht schmeckte.

»Ist etwas mit dem Kloster, Signore?«

Ohne uns anzuschauen, gab er die Antwort. »Gehen Sie, aber gehen Sie schnell.«

»Weshalb?«

»Sie sollen gehen.«

Ich lachte leise und blieb dicht hinter ihm stehen. Selbst seine Kleidung roch nach Holz. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. »Hören Sie, Signore, wir sind nicht umsonst Hunderte von Kilometern gefahren, nur um in das Kloster zu kommen. Wir wollen nur von Ihnen wissen, ob es sich um Santa Lucca handelt, mehr nicht.«

»Si«, sagte er.

»Wunderbar. Wie kommen wir am besten dorthin?«

Er redete, ohne sich umzudrehen. »Gar nicht, am besten gar nicht. Bleiben Sie hier, oder drehen Sie um. Das Kloster ist nichts für Fremde, es ist nichts für Menschen.«

»Aber ich bitte Sie, Signore. Es leben doch Mönche dort, wie wir

wissen.«
»Das stimmt.«
»Dann können wir auch hin. Oder empfangen die Männer keine Besucher? Haben sie sich abgeschirmt?«
Er gab sich selbst einige Sekunden, bevor er tief Luft holte. »Es wäre am besten gewesen, wenn sie sich abgeschottet hätten, verstehen Sie das? Es wäre am besten gewesen, sage ich Ihnen.«
»Was geht denn dort vor?«
»Der Tod ist da. Der Tod lauert dort und auch das Böse. Es ist einfach grauenhaft.«
»Erzählen Sie uns…«
Er fuhr herum. Sein Gesicht zeigte eine dunkle Röte. »Wollen Sie das wirklich wissen?«
»Klar, es wäre nicht schlecht.«
»Nein, ich sage nichts. Bisher ist der Frieden noch da, aber der Teufel ist entwischt. Er war dort gefangengehalten worden. Jetzt ist alles aus. Die Schlange ist wieder zurück in die Welt gekommen.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Wissen Sie, was das bedeutet, Signore? Wissen Sie es?«
»Nicht genau…«
»Dann will ich es Ihnen und der Signorina sagen. Etwas Uraltes hat seinen Weg gefunden. Es ist hervorgekommen, das Siegel hat nicht gehalten, das Höllentor ist offen.«
Noch sprach er in Rätseln, und ich fragte nach. »Woher wissen Sie das so genau?«
»Wir haben es gesehen!«
»Dann waren Sie im Kloster?«
»No, no!« Er sprudelte die Worte hervor. Wahrscheinlich hatte der Druck schon lange auf seiner Seele gehockt. Jetzt war er froh, ihn loszuwerden. »Ich werde mich hüten, in das Kloster zu gehen. Keiner von uns betritt es, aber ich weiß Bescheid. Ich habe es gesehen. Der Leibhaftige hat sich befreien können und ein Opfer gefunden. Wir haben sie gesehen, wir haben erlebt, wie sie sich quälte…«
»Wer denn?« fragte Glenda.
»Rosa. Das Mädchen mit den übersinnlichen Kräften. Sie wohnt hier im Dorf. Sie… sie war eine Hexe, sagen die einen. Andere bezeichnen sie als gefallene Heilige, aber sie ist besessen, wie ich meine. Sie ist furchtbar von dem Bösen befallen worden.«
»Lebt sie im Kloster?«
»Unter ihren Händen werden die Rosen schwarz. Sie verbrennen, wir haben es gesehen, sie hat es uns vorgemacht. In ihr steckt der böse Keim, Signore!«
»Und sie lebt im Kloster?«
Er wischte die Schweißperlen von der Stirn. »Nein, nicht im Kloster.

Sie ist woanders, sie ist hier. Rosa lebt unter uns, wir können sie sehen und spüren.«

Ich räusperte mich. »Wenn sie im Dorf lebt und mehr über das Kloster weiß, könnten Sie uns doch sagen, wo wir sie finden? Wir müssen mit ihr sprechen.«

Der Mann erschrak. »Wollen Sie auch, daß das Böse von Ihnen Besitz ergreift?«

»Bestimmt nicht. Wir werden versuchen, es zu stoppen. Nur deshalb sind wir hergekommen.«

Er bekam große Augen. »Wie denn? Wie wollen Sie das Böse stoppen?«

Ich ging aufs Ganze, weil ich auch eine Brücke schlagen wollte.

»Durch mein Kreuz!«

Der Mann bekam einen stieren Blick. Dann ging er einen Schritt zurück. Er wäre noch weiter gegangen, wurde aber gestoppt. »Das… das geht nicht. Nein, nicht mit dem Kreuz. Es ist unmöglich, verstehen Sie? Nicht mit dem Kreuz.«

»Weshalb nicht.«

»Weil das Kreuz zur Schlange geworden ist. Rosa hat es uns erzählt. Sie hat es gespürt. Das Böse hat das Gute besiegt. Im Kloster ist die Hölle aufgebrochen. Die Urchristen haben alles versucht, aber nichts erreichen können.«

»Was denn?«

Er wedelte mit beiden Händen. »Ich sage nichts mehr, nein, ich sage nichts. Es ist zu schrecklich, Signori. Ich möchte nichts mehr sagen. Wir mögen auch keine Fremden, die sich in unsere Probleme einmischen. Damit müssen wir selbst fertig werden.«

»Es gibt Fremde, die Ihnen helfen werden.«

»Trotzdem.« Er war wütend und trat mit dem Fuß auf.

Aus Erfahrung wußte ich, wann es keinen Sinn mehr hatte, weiterzusprechen. Deshalb zog ich mich zurück, nicht aber, ohne mich vorher bei ihm für die Auskünfte bedankt zu haben.

»Geht endlich.«

Glenda hatte eine dünne Gänsehaut bekommen. Unter dem Dach der Werkstatt war es schwül gewesen. Als wir es verließen, trafen uns wieder die heißen Sonnenstrahlen. »Was sagst du dazu, John?«

Ich öffnete ihr die Tür. »Nicht viel.«

»Glaubst du es?«

Ich stieg ein. »Sicher. Nur müssen wir jetzt diese Rosa finden. Sie ist die Verbindung.«

»Wie siehst du sie?«

»Das kann ich schlecht sagen. Für mich ist sie so etwas wie ein Medium. Sie hat möglicherweise Kontakt zu anderen Welten oder zumindest zu anderen Ebenen.«

Der Mann war bis an den Rand seiner Werkstatt gekommen und starrte unseren Wagen finster an. Durch das geöffnete Fenster rief ihm Glenda die Frage zu. »Wo finden wir Rosa?«

»In der alten Kapelle!«

»Grazie.«

Der Mann sah aus, als hätte er sich über die spontane Antwort selbst erschreckt. Er preßte seine Hand gegen den Mund, drehte sich um und lief so rasch wie möglich weg.

Ich schüttelte den Kopf. »Himmel, was steht der Knabe unter Druck! Dem scheint die Furcht wie ein Stachel in der Seele zu sitzen.« Ich hob die Schultern. »Okay, sehen wir uns die Kapelle mal an.«

»Und wo willst du suchen?«

Ich ließ den Lancia anrollen. »Sie liegt bestimmt nicht weit von der Kirche entfernt.«

»Dann versuche es.«

Mittagsruhe in Italien. Ausgestorbene Orte, verschlossene Fenster, leere Straßen und Gassen, wir erlebten es hier hautnah. Kein Mensch kam uns entgegen. Die abgestellten Autos schienen in der Hitze allmählich zusammenzuschmelzen. Tiere hatten sich in den Schatten verzogen. Hunde und Katzen dösten dort gemeinsam. Keiner hatte Lust, den anderen anzugreifen. Man war zu träge.

Trotzdem kam uns die Stille anders vor. Auch Glenda merkte es.

»Das ist nicht normal, John. Diese Ruhe hat etwas Bedrückendes an sich, als wäre sie künstlich herbeigeführt worden.«

»Kommt mir auch so vor.«

»Liegt über dem Ort ein Fluch?«

Ich hob die Schultern. »Zumindest über dem Kloster, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Vielleicht sollten wir auf dem direkten Weg dorthin fahren«, meinte Glenda.

»Nein, ich will erst wissen, was los ist. Diese Rosa scheint mir eine wichtige Zeugin zu sein.«

»Wie kann sie es nur in einem Ort wie diesem hier aushalten?«

»Frag sie selbst.« Ich hatte angehalten. Vor mir lag ein Platz direkt im Schein der Sonne. Das helle Licht fiel auf einen alten Brunnen. Er wurde von einer faunaartigen Figur geschmückt, die in der Hitze aussah, als würde sie leben.

»Wohin jetzt?« murmelte Glenda, drehte sich auf dem Sitz und deutete nach links. »Fahr mal in die Gasse hinein. Das müßte genau die Richtung sein.«

Wir rollten in den Schatten. Es war eine enge Straße. Vor den Häusern standen die leeren Bänke. Die Farbe war längst abgeblättert.

Das Holz sah bleich aus wie altes Gerippe. Wir sahen kein offenes Fenster. Überall waren die Läden vorgeklappt.

Ich bugsierte den Lancia hautnah an den Bänken und manchmal vorstehenden Treppen vorbei. Lichteinfall wies uns den Weg am Ende der Gasse auf einen freieren Platz, wo einige Pinien und staubige Agaven in der Sonne traurig dösten.

Ein Wagen fuhr weg. Das Motorengeräusch störte selbst uns. Wir sahen ihn nicht einmal.

Dafür entdeckten wir die weiße Kirche mit ihrer dunklen Eingangstür, die geschlossen war. Sogar eine Kette hing davor. Sie bestand aus schweren Eisengliedern und bog sich durch.

»Verstehst du das?« fragte Glenda. »Ich kann es mir nur so erklären, daß sie nicht wollen, daß der Teufel, wer immer es sein mag, Einzug hält.«

»Richtig.«

Wir fuhren an der Kirche vorbei. Eine hohe Mauer begleitete uns ein Stück des Wegs. Wahrscheinlich lag hinter ihr der Dorffriedhof.

Scharf rechts mußte ich abbiegen. Die Reifen rollten über einen staubigen Pfad. Vertrocknetes Buschwerk sah aus, als würde es jeden Augenblick zusammenknistern, dann hatten wir es geschafft und sahen vor uns einen kleinen, im Gegensatz zur Kirche geduckt wirkenden Bau mit einem schmalen Turm, auf dessen Spitze das Kreuz verbogen war, was Glenda einen leisen Ruf entlockte.

»Wie in Valpone«, sagte sie. »Wie bei der Kirche in Valpone.«

Ich nickte nur und ließ den Lancia ausrollen.

Glenda war noch vor mir aus dem Wagen, stand auf dem Fleck und schaute sich mißtrauisch um. Auch hier sahen wir keinen Menschen, entdeckten jedoch Spuren von ihnen, denn Fußabdrücke zeichneten sich im Staub ab. Der Wind hatte sie noch nicht vertreiben können.

Die Tür der Kapelle wurde nicht durch eine Eisenkette gesichert.

Man konnte sie bestimmt normal öffnen.

Glenda blieb an meiner Seite, als wir auf die Tür zuschritten. Ich tastete nach meinem Kreuz, das unter dem Hemd steckte. Die Berührung gab mir ein Gefühl der Beruhigung. Ich glaubte nicht, daß sich mein Talisman in eine Schlange würde verwandeln können.

»Geh du zuerst«, sagte Glenda, als ich vor der Tür stehenblieb und bereits die Klinke berührte.

Da geschah es.

Aus der Kapelle hörten wir den lauten, irren Schrei einer Frau!

***

Ich zuckte zusammen. Glenda ging einen Schritt zurück und starrte mich ängstlich an. »Das war sie«, flüsterte meine Sekretärin, »das muß sie einfach gewesen sein.«

»Glaube ich auch.«

»Willst du den normalen Weg…?«

»Ja.« Ich hatte keine Lust, erst um die Kapelle herumzuschleichen und durch die Fenster zu schauen. Wahrscheinlich wurde es Zeit, da war jede Sekunde kostbar.

Nicht überaus ängstlich, aber relativ vorsichtig drückte ich die alte Eisenklinke nach unten und zog die Tür auf, die glücklicherweise nicht quietschte.

Wir schauten Sekunden später in ein durch Kerzenlicht geschaffenes flackerndes Halbdunkel. Wir sahen die schmalen Bänke, die nur mehr in einer Reihe standen, und wir sahen auch die Bewohner des Ortes, die sich in der Kapelle versammelt hatten.

Normalerweise sitzen Menschen aufrecht in den Bänken, wenn sie sich in einer Kirche aufhalten. Das war hier nicht der Fall. Etwas Unheimliches strahlte uns entgegen. Es hatte sich innerhalb der Kapelle ausgebreitet und auch die Bewohner überfallen.

Sie saßen zwar, aber sie hatten ihre Oberkörper nach vorn gebeugt, sie waren geduckt, als hätten sie vor irgend etwas eine fürchterliche Angst bekommen.

Aber was?

Das Licht war zu schwach, um schon sofort Einzelheiten erkennen zu können. Zudem brannten die Kerzen weiter vorn, wo der Altar stand. Eine schlichte Platte auf zwei Steinfüßen, mehr nicht. Er zeigte keinen Schmuck, es war kein kirchlicher Gegenstand zu sehen, kein Kreuz, kein Bild, überhaupt nichts.

Dieser Raum machte auf mich einen entweihten Eindruck. Glenda hielt sich hinter mir. Sie zog die Tür behutsam zu. Ich wartete auf sie und dachte, als ich das leicht brausende Geräusch hörte, es läge an ihren Schuhen, das war ein Irrtum.

»John, da…« Sie sagte es erstickt und hatte es vor mir gesehen.

Die beiden mit Weihwasser gefüllten Becken rechts und links der Tür entließen dicke, weiße Schwaden, in denen sich Blasen gebildet hatten, denn das Weihwasser kochte aus irgendeinem Grund, obwohl unter den Gefäßen kein Feuer brannte.

Das war der helle Wahnsinn, ein magisches Phänomen, und ich merkte, wie sich mein Magen zusammenzog. Wer dafür die Verantwortung trug, mußte sich hier in der entweihten Kapelle aufhalten, aber ich sah ihn nicht. Nur das Köcheln hörten wir und rümpften die Nasen, denn der Dampf roch irgendwie widerlich.

Die Menschen waren still. Nur hin und wieder vernahmen wir einen langen, gepreßt klingenden Atemzug. Ansonsten rührten sie sich kaum. Ich wedelte den widerlichen Rauch zur Seite, weil ich mich nach vorn orientieren wollte.

Wichtig war der Altar. Jeder der Anwesenden schaute irgendwie dorthin und wenn er einfach nur schielte.

Die Kerzen rahmten den Altarstein ein. Sie standen allerdings in einer

berührenden Distanz, so daß Licht nicht nur über den Stein floß, sondern sich auch verteilte.

Glenda schob ihre Hand in die meine, als ich die ersten Schritte ging und den Weg an den Bänken vorbei nahm. Ob man uns hörte oder sah, war nicht zu erkennen, jedenfalls bewegte sich kein Körper. Niemand drehte den Kopf, um uns einen Blick zuzuwerfen. Wir kamen uns vor, als würden wir durch eine menschenleere Kirche schreiten.

Mein Blick blieb auf den Altar gerichtet. Was ich beim Eintritt nicht gesehen hatte, fiel mir jetzt auf. Mitten auf der Platte hockte etwas Dunkles, das aussah wie ein dicker Klumpen, den jemand dahingestellt hatte.

Auch Glenda war dies nicht verborgen geblieben. »Was… was ist das?« hauchte sie.

»Werden wir gleich sehen.« Ich ging etwas schneller, konnte den Gegenstand besser erkennen und auch identifizieren. Wenn mich nicht alles täuschte, hockte auf dem Altar zusammengeduckt ein Mensch in völliger Bewegungslosigkeit.

War das vielleicht die Person, die wir als Rosa kannten?

Ein Zischen ließ mich stoppen. Es war rechts von uns aus der zweiten Bankreihe gedrungen. Ich drehte den Kopf. Dort hockte ein Mann, der sein Gesicht uns zugewandt hatte. Er besaß zwar keinen bösen Blick, aber der Ausdruck sagte mir eigentlich alles. Furcht und Schrecken mischten sich dort, auch so etwas wie eine Warnung.

»Geht!« keuchte er, wobei sich Speichelbläschen gebildet hatten und seine Mundwinkel umspielten. »Geht wieder raus. Hier ist der Teufel zu Besuch.«

»Den wollen wir treffen.«

Er öffnete weit den Mund. »Geht weg!« erklärte er kratzig. »Los, verschwindet.«

»Danke für die Warnung.« Mehr sagte ich nicht, zog Glenda weiter und hörte noch einen Fluch, den der Mann uns hinterher schickte. Für uns gab es kein Zurück, wir mußten einfach näher heran. Für mich stand fest, daß die Gestalt auf der Altarplatte zur Lösung des Rätsels einiges beitragen konnte.

Die Gestalt bewegte sich. Erst jetzt sahen wir, daß sie uns den Rücken zugedreht hatte. In der Hocke hatte sie gesessen, nun stand sie auf. Mit langsamen Bewegungen, als wollte sie jedes Strecken ihrer Glieder genießen.

Glenda und ich wunderten uns. Ein schmaler, schlanker Körper wandte uns den Rücken zu. Haare, die in die Höhe standen und an den Spitzen einen leicht leuchtenden, zitternden Kranz bildeten. Das Mädchen trug eine moderne Hose und ein Sweatshirt mit halblangen Ärmeln. Es mußte eine blaue Farbe besitzen.

Hinter uns begann ein reges Flüstern. Vielleicht wurden Gebete

gesprochen, wir verstanden nichts. Ein Mann stimmte einen alten Gesang an. Er hörte sich an, als hätte er sich über Jahrhunderte hinweg gehalten. Ein alter lateinischer Text, der noch aus der Zeit stammte, als die Kirche mit dem Prädikat unchristlich bezeichnet worden war.

Die Gestalt auf dem Altar störte sich nicht daran. Durch ihren Körper lief ein Zittern, das an den Schultern begann und sich bis zu den Fingerspitzen fortsetzte.

Wahrscheinlich war es ein Zeichen dafür, daß etwas die Kontrolle über den Körper bekommen hatte.

Das Mädchen spreizte die Arme ab, um sie dann langsam in die Höhe zu hieven.

Dies geschah wie einstudiert. Die Bewegungen waren genau getimt, selbst das Spreizen der Finger hatte etwas Ritualartiges an sich.

Was lief hier ab?

Ich besaß meine Erfahrungen. Es kam mir vor, als wollte die Person irgendjemand anrufen oder beschwören, denn Haltungen wie ihre wurden auch von anderen Personen eingenommen, wenn sie einen Dämon anriefen.

Noch geschah nichts. Auch der Gesang hinter uns war verstummt.

Die gesamte Szene hatte etwas Gespenstisches bekommen. Wir alle warteten mit Rosa – denn um keine andere konnte es sich handeln – darauf, daß etwas geschah.

Rosa hielt die Arme gestreckt, dabei etwas abgewinkelt, aber starr in die Höhe gerichtet. Die abgespreizten Finger kamen mir vor wie dicke Spinnenbeine. An den Spitzen vibrierten sie, als würden Stromstöße hindurchfahren.

Ich schaute nach links, wo die Wand der Kapelle kaum durch Fenster unterbrochen wurde. Und wenn, dann waren es nurmehr lückenhafte Öffnungen, durch die wenig Licht sickerte und sich als blasse Streifen auf dem Steinboden verlor.

Rosa stand mit zusammengepreßten Beinen vor uns. Die Haltung veränderte sich auch nicht, als sie sich auf der Stelle drehte, um direkt in die Kapelle zu schauen.

Auch jetzt überstürzte sie nichts, ließ sich Zeit damit. Ich spürte Glendas Fingerdruck an meiner Hand. Sie war ziemlich aufgeregt, mich hatte ebenfalls ein Gefühl der Spannung erfaßt. Ich überlegte, ob ich mein Kreuz hervorholen sollte, ließ es jedoch stecken, denn noch war nichts Außergewöhnliches vorgefallen.

Rosa drehte sich weiter. Wir sahen ihr Profil. Sie hatte eine kleine, gerade Nase, die sich wie ein Schattenriß von ihrem Gesicht abhob.

Ihr Körper war sehr schlank. Das Oberteil fiel weich und weit über die Figur, so daß von ihr kaum etwas zu sehen war.

Dann sahen wir sie.

Ich konzentrierte mich dabei auf ihr Gesicht. Der Kerzenschein erreichte es kaum, ließ das meiste im Schatten, aber ich hatte den Eindruck, innerhalb der Augen einen bläulichen Schimmer zu entdecken, der urplötzlich zunahm.

Wieder hörten wir den Schrei!

Brutal zerriß er die Stille in der Kapelle und war noch nicht verklungen, als die Gestalt des Mädchens wirkte, als wäre sie in helle Flammen getaucht.

Nein, es war kein Feuer. Strahlend helles, kaltes Licht umflorte sie, zeichnete ungemein scharf die Umrisse des Körpers nach und hatte sich in den Augen konzentriert.

Augen, die keine mehr waren. Mich erinnerten sie an runde, gleißende Spiegel, die innerhalb der Augenhöhlen zitterten und Blitze entließen. Sie zuckten durch die Kapelle, huschten an uns vorbei wie wirbelnde, dünne Striche, und wir spürten tatsächlich etwas von der zerstörerischen Kraft, die in ihnen steckte.

Unwillkürlich duckten wir uns, vernahmen abermals den Schrei, jetzt durchdrungen von einem nur schwer zu verstehenden Satz, der es allerdings in sich hatte.

»Ich habe es gesehen. Das Höllentor ist offen! Das Böse wird kommen! Es hat das Höllentor verlassen, es ist schon da! Hütet euch vor der Schlange, hütet euch!«

Noch einmal hatte sie kräftig geschrien. Dann verlosch der kalte Glanz in ihren Augen, Rosa wurde wieder normal. Sie blieb stehen, schwankte dabei, es sah so aus, als würde sie jeden Augenblick von der Altarplatte kippen, und ich bewegte mich schon vor, um sie im Notfall auffangen zu können.

Rosa war der Schlüssel zum Höllentor. Sie sah mehr als wir, wir mußten mit ihr reden.

Sie sank zusammen. Es war so, als würde sie sich ineinanderschrauben. Ihre Glieder verloren den Kontakt, sie zitterte, weinte leise und wäre gefallen, wenn ich sie nicht mit einem raschen Sprung erreicht hätte.

Im letzten Augenblick war ich auch über die Stufe hinweggehuscht, die sich vor dem Altar wie eine Platte ausgebreitet hatten.

Sie fiel in meine Arme. Ich nahm ihren Körpergeruch wahr, ich merkte ihr Zittern und hörte Glenda Perkins flüstern: »John, mein Gott, dreh dich um!«

Sofort ließ ich Rosa los, die auf dem Altarstein zusammensank.

Schweratmend blieb sie dort liegen.

»John…«

Ich drehte mich – und bekam den Schock mit wie ein Schwall eiskaltes Wasser.

Die Bewohner des Ortes hatten sich erhoben.

Das wäre nicht weiter tragisch gewesen. Ich aber entdeckte die Waffen in ihren Händen, und der Mann, der uns vorhin eine Warnung zugezischt hatte, sprach auch jetzt.
»Wir werden sie töten!« sagte er…

***

Davon war ich überzeugt, denn nicht nur er hielt den Griff eines langen Messers umklammert, auch die anderen hatten sich mit Scheren, Messern und sogar Knüppeln bewaffnet. Ihre Gesichter verschwammen in der Düsternis des Kapellenschiffs. Für mich waren sie nurmehr blasse Umrisse, aber Flecken, in denen die Augen wie gefüllte Löcher wirkten und dabei den Tod versprachen.
Bevor ich etwas sagte, winkte ich Glenda zu, die verstand und sich neben mich stellte. »Gib du auf Rosa acht. Wenn es eskaliert, pack sie dir und verschwinde.«
»Wohin denn?«
»Ich habe im Hintergrund eine schmale Tür entdeckt. Vielleicht führt sie nach draußen.«
»Gut.«
Der Sprecher verließ seine Bank. Er trug einen dunklen Anzug.
Sein Haar umwuchs den Kopf wie Gestrüpp. »Geh aus dem Weg!« sagte er. »Geh aus dem Weg, sonst wirst du mitschuldig.«
Mein Widerspruch drang ihm hart und überlaut entgegen. »Ich werde es nicht zulassen, daß ihr sie tötet.«
Für einen Moment verengten sich die Augen des Sprechers. Dabei duckte er sich zusammen, als wollte er mich anspringen, hielt sich jedoch zurück. »Nicht zulassen? Sie ist des Teufels. Sie hat das Höllentor geöffnet. Sie hat den Weg freigemacht für das Böse. Sie hat die Kapelle entweiht. Diese Person muß sterben!«
»Nein, nicht sie. Rosa kann nichts dafür. Sie ist eine Verfluchte des Schicksals, nur eine Mittlerin zwischen den beiden verschiedenen Seiten. Sie hat das Pech, anders zu sein, denn sie sieht mit einem dritten Auge und kann Dinge erkennen, die uns verborgen bleiben. Es ist eine Bürde, eine Last. Seid froh, daß ihr sie habt, denn sie hat euch gewarnt, wie ich es sehe. Ohne sie wärt ihr längst verloren gewesen. Laßt sie in Ruhe! Sie wird mit uns gehen.«
Er lachte brüllend auf. »Was wißt ihr denn?« schrie er uns an.
»Was wißt ihr Fremden schon? Gar nichts wißt ihr. Geht und laßt uns mit ihr allein.«
»An diesem Ort wird kein Blut fließen, solange wir hier stehen. Hast du das verstanden?«
Er schaute mich starr an. »Willst du auch sterben? Willst du den Tod auf dich nehmen?«
»Nein, ich werde Rosa retten!«

Der Sprecher drehte sich zu den anderen um. Er redete jetzt sehr schnell, so daß ich nichts verstehen konnte, aber ich erkannte an den Haltungen der Menschen, daß er sie aufgeputscht hatte, denn sie bewegten sich, gaben Kommentare ab, die mich an Schreie erinnerten, und verließen sogar ihre Bankreihen, um einen besseren Ausgangspunkt für irgendwelche Aktionen zu bekommen.

»Das sieht nicht gut aus«, hörte ich Glenda leise sagen.

»Weiß ich. Versuch es. Nimm Rosa mit und lauf auf die Tür zu. Mach schon!«

Es geschah hinter mir, ich konnte es nicht sehen, aber die anderen bekamen es mit.

Auch der Sprecher. Er sah so aus, als könnte er es nicht glauben, stellte sich auf die Zehenspitzen, gab einen Heullaut von sich und sprang plötzlich auf mich zu, wobei er den rechten Arm gehoben hatte, um das lange Messer in einem Halbbogen auf mich zustoßen zu können.

Ich sprang ihm entgegen, nahm das volle Risiko auf mich – und die Klinge sauste nach unten. Er schrie dabei einen lateinischen Satz, in dem das Wort »satanas« vorkam, was mich nicht weiter irritierte, denn ich war voll in ihn hineingegangen.

Mit der Handkante schlug ich zu. Bevor die Spitze auch nur meine Kleidung ritzen konnte, hatte ich ihn erwischt. Der Treffer schleuderte ihn zurück. Sein rechter Arm fiel nach unten, er löste die Faust, das Messer klirrte auf die Steine und blieb liegen. Er selbst hielt sich seinen Arm und wimmerte.

Ich hätte mich gern um Glenda gekümmert, was aber nicht möglich war, denn die anderen Menschen zeigten sich unbeeindruckt.

Sie hatten die Niederlage ihres Anführers miterlebt und wollten ihn rächen. Wie eine geballte Ladung stürmten sie aus den Bänken, bereit, mich, den Frevler, fertigzumachen.

Die Übermacht war zu groß. Ich warf noch einen Blick zurück, sah Glenda und Rosa an der Tür, die mit einem dumpfen Laut aufflog, dann brüllte die Masse so laut, als wollten sie mit ihren Stimmen die Wände der Kapelle einstürzen lassen.

In ihr Schreien peitschte mein Schuß. Ich hatte die Beretta gezogen und die Kugel schräg über ihre Köpfe gesetzt. Oberhalb der Eingangstür hämmerte sie ins Mauerwerk.

Ein Schuß kann manchmal mehr erreichen als tausend Worte. So war es auch hier.

Die Menschen kamen mir vor, als wären sie von einem Extrem ins andere gefallen. Keiner rührte sich mehr. Verteilt standen sie vor mir und starrten mich an.

Ich setzte der akustischen Drohung noch die Krone auf. »Hören Sie zu«, erklärte ich. »Hören Sie genau zu. Die nächste Kugel werde ich

nicht in die Wand schießen. Die wird denjenigen erwischen, der es wagt, sich noch einmal falsch zu rühren. Bleiben Sie stehen, ziehen Sie sich zurück, es ist das beste für alle.«

»Nein, nein!« schrie man mich an. »Der Satan ist stärker. Du bist von ihm geschickt worden!«

»Bin ich das tatsächlich?« höhnte ich und streifte mit einer Hand die Silberkette über den Kopf, damit sie endlich mein Kreuz sehen konnten, das frei lag. »Schaut dieses Kreuz an. Ist es…?«

»Der Satan hat es unter Kontrolle!« brüllte eine dunkel gekleidete Frau, um deren Kopf ein Tuch geschlungen war.

»Es ist des Satans!« Sie schrie, stand zitternd da und hatte den Finger so gestreckt, daß er auf mein Kreuz deutete.

Ich winkte ihr mit dem Kreuz. Zeit gewinnen war alles. Die konnten Rosa und Glenda gebrauchen. »Du glaubst es nicht? Komm her! Komm zu mir und fasse das Kreuz an. Ich will dann von dir wissen, ob du noch immer der Meinung bist. Na los, worauf wartest du? Traust du dich nicht? Hast du Angst vor der eigenen Courage?« Die Worte flossen mir nicht so glatt über die Lippen, schließlich beherrschte ich die Sprache nicht perfekt, aber ich hatte mich verständlich machen können.

Sie zögerte, bewegte ihren Kopf, schaute in andere Gesichter, um Zustimmung zu erheischen.

»Was ist?«

Nicht sie kam, sondern der Sprecher, der noch immer Mühe mit seinem rechten Arm hatte. Er schob sich heran, ging dabei gebückt und ließ den Arm nach unten hängen.

»Willst du es versuchen?« fragte ich.

»Ja…«

»Bitte, ich habe überhaupt nichts dagegen!« Ich schob ihm das Kreuz zu. Er war kleiner als ich, ging zudem geduckt, blickte zu mir hoch. In seinen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz, die Lippen zuckten, dann krümmten sich seine Finger, strichen über das Metall, ohne mein Kreuz allerdings festzuklammern.

Ich preßte es gegen seine offene Hand, hörte den lauten Schrei, der nichts weiter zu bedeuten hatte, weil sich der Mann nur erschreckte.

Mit dem Kreuz geschah nichts. Wahrscheinlich hatte er damit gerechnet, daß es sich in eine Schlange verwandeln würde, aber es blieb normal. Er konnte es berühren, und seine Finger zitterten ebenso wie seine Lippen.

»Nun? Ich höre!«

Er nickte, löste die Hand vorsichtig und drehte sich mit einer steifen Bewegung um. Er sprach zu den anderen. Diesmal langsamer, so daß ich ihn verstehen konnte. »Es ist kein Satanskreuz. Es ist nicht die Schlange«, flüsterte er, »der Fremde hat recht. Das Kreuz ist etwas

ganz Besonderes. Ich habe nie davon gehört, doch ich spürte, daß eine Kraft in ihm steckte.«

»Genau!« rief ich dazwischen. »Eine Gegenkraft zu der des Bösen. Ich bin gekommen, um das Höllentor zu schließen. Padre Georgis hat uns gewarnt, er wußte Bescheid. Er sagte, daß jemand das Kreuz packen und wegwerfen würde, damit es zur Schlange wird. Nicht jedes Kreuz reagiert so. Da, schaut hin!« Ich ging das Risiko ein und warf das Kreuz mit einem Schwung auf die Altarplatte.

Da geschah es!

Der Stein zischte auf und zerplatzte mit lauten, krachenden Geräuschen…

***

Glenda Perkins hatte Rosa auf die schmale Tür zugezerrt. Das junge Mädchen wußte kaum, wie ihm geschah, es setzte sich aber auch nicht zur Wehr, ein großer Vorteil für Glenda.

Sie war eine Frau, die sich auskannte, die es fast gewohnt war, in gewissen Situationen über sich selbst hinauszuwachsen. Was hinter ihnen geschah, interessierte sie nicht. Sie zuckte nur einmal zusammen, als der Schuß fiel.

Da hatte sie bereits eine Hand auf die schmale Eisenklinke gelegt und die Tür aufgerissen. Zusammen mit Rosa stolperte sie in einen kleinen Raum, der als Abstellkammer diente. Kerzen stapelten sich zuhauf. Bänder hielten sie fest, damit sie nicht auseinander fallen konnten. Die Decke war niedrig und gewellt.

Glenda hatte die Tür wieder zugeschlagen, die Geräusche aus dem Innern der Kapelle blieben zurück.

Eine Tür sah sie nicht, dafür ein Fenster. Zum Glück nicht so schmal, als daß sie nicht hätten durchklettern können. Rosa starrte Glenda an. Die Frage stand ihr ins Gesicht geschrieben, doch sie traute sich nicht, sie auszusprechen. Glenda fiel auf, daß ihre Haut ungewöhnlich bleich war und einen schon bläulichen Schimmer besaß, der sich auch innerhalb der Augen fortsetzte. Rosa stand noch immer unter dem Bann des Unheimlichen. Ihre Haare bildeten jetzt eine dunkle glatte Fläche. Der Mittelscheitel gab ihrer Frisur einen unmodernen Touch.

»Was haben Sie vor?«

»Später«, sagte Glenda und ging auf das Fenster zu. »Wir müssen sehen, daß wir hier wegkommen.«

»Wie denn?«

»Das klappt schon.« Vor dem Fenster blieb Glenda stehen und streckte den Arm in die Höhe. Der Griff war schwarz, teilweise angerostet. Sie mußte mit beiden Händen zugreifen, um ihn überhaupt bewegen zu können. Mit einem heftigen Ruck riß sie es auf. Rost rieselte ihr entgegen. Von außen her drang dumpfe Hitze in den

kleinen Raum.
»Kommen Sie?« Glenda gab dem Mädchen ein Zeichen, das zwar vorkam, allerdings mit zögernden Schritten. Es dauerte Glenda zu lange. Sie zerrte Rosa an das Fenster heran, umfaßte ihre Hüften und drückte sie auf die Öffnung zu.
Rosa wehrte sich nicht. Sie war sehr schlank. Es bereitete ihr keine Mühe, aus dem Fenster zu klettern. Glenda mußte sich da schon mehr drehen und wenden. Sie hoffe nur, daß Rosa nicht verschwunden war. Das Mädchen wartete wie eine abgestellte Puppe und schaute aus leeren Augen in die Gegend.
Vor ihr kam Glenda auf, lächelte und nahm ihre Hand. »Komm, wir gehen weg.«
»Wohin?«
»Wir warten noch auf einen Freund.«
Rosa ließ sich willig mitziehen. Glenda wußte auch nicht, wohin sie laufen sollte. Als nächstes Ziel hatte sie sich ein schmales Stück Grün ausgesucht, eine Buschreihe, die von hohen Bäumen überwuchert wurde und wie eine Oase wirkte.
Tatsächlich befand sich dort ein kleiner Tümpel, auf dessen Oberfläche Rosa starrte. Ein weiterer Weg führte tiefer in das Gelände hinein. An der rechten Seite wurde er von einer Bruchsteinmauer begrenzt. Glenda glaubte, am für sie sichtbaren Ende des Weges hohe Mauern zu sehen. Die Richtung stimmte, dort konnte das Kloster stehen.
Allein würde Glenda nicht hingehen, sie wollte zunächst auf John Sinclair warten.
Der kam noch nicht. Sie hörte auch keine verdächtigen Geräusche und kümmerte sich um Rosa, die Glendas Lächeln nicht erwiderte, dafür dorthin schaute, wo das Kloster liegen müßte.
»Hast du das Böse gespürt?« fragte Glenda.
»Si, es ist freigekommen. Das Höllentor ist offen. Das Böse hat sich einen Weg gesucht.«
»Hat es dich gefunden?«
Rosa ging zurück, als hätte sie etwas Schlimmes zu hören bekommen. »Nein, nein, nicht mich, obwohl sie es immer sagen. Alle sagen es. Sie sehen mich als das Mädchen mit dem bösen Blick an.«
»Du hast ihn aber nicht?«
Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein, ich habe ihn nicht. Es ist etwas anderes, das ich habe. Ich spüre, wenn etwas schlimm wird. Unter meinen Händen sind die Rosen verkohlt. Sie fielen als schwarzer Staub zu Boden, das passierte mir schon als kleines Mädchen, und hinterher starb unser Pfarrer. Die Leute im Dorf mögen mich nicht. Sie meiden mich, sie drohen mir, sie hassen mich…«
»Wo wohnst du denn?«

Rosa hob die Schultern. »Überall. Manchmal gehe ich weg und führe Touristen durch Weinberge. Im Winter lebe ich in einer Hütte. Wenn es zu kalt ist, gehe ich in das Kloster.«

»Dort hat man dich aufgenommen?« wunderte sich Glenda.

»Nein, aber es gibt Padre Marinus. Er gibt mir oft etwas zu essen und zu trinken, wenn ich hungrig und durstig bin. Er ist ein sehr lieber Mensch.«

»Ist er der Abt?«

»Sein Stellvertreter.«

»Wer ist der Abt?«

»Das ist Bruder Rudolfo. Ich mag ihn nicht. Er kann so hart und grausam schauen. Er wollte einmal den Bann über mich sprechen. Da bin ich weit gelaufen. Manche Brüder sind schlimm, aber sie wissen alles von dem Höllentor.«

Glenda hatte sich auf einen Stein gesetzt. Er lag im Schatten, hier war die Hitze etwas erträglicher. Ihr gegenüber saß Rosa. »Bitte, erzähl mir mehr darüber.«

»Das kann ich nicht, das darf ich nicht.«

»Hat man es dir verboten?«

»Nein, es ist schlimm.«

Glenda gab ihr durch ein Nicken recht. »Ja, es ist schlimm, aber es ist nicht so schlimm, als daß wir es nicht schaffen könnten, den Fluch zu brechen. Das hat mir auch Padre Georgis gesagt, bevor er starb.«

»Du… du kennst ihn?« stieß das Mädchen hervor.

»Ich lernte ihn auf dem Bahnhof kennen.«

Fahrig strich Rosa eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich… ich habe ihn auch gekannt und ebenfalls gemocht. Er war immer gut zu mir. Er ist gegangen, weil er Hilfe holen wollte. Er sagte, daß es jemand gibt, der das Tor wieder verschließen kann. Er hat einen Traum gehabt, er sah den Mann mit einem Silberkreuz, das sehr mächtig sein muß.«

»Den kennst du, Rosa.«

Sie überlegte einen Moment, bis sie die Lösung hatte. »Ist es… dein Begleiter?«

»Ja, ich holte ihn.«

Da schlug Rosa die Hände vor das Gesicht. In ihre Handflächen flüsterte sie die nächsten Sätze: »Es ist einfach unwahrscheinlich. Ich kann es nicht fassen.«

Glenda berührte sie, die Hände sanken wieder nach unten. Rosas Gesicht wirkte noch schmaler, die Haut blasser und fast schon durchsichtig. Nur die großen Augen fielen auf. Die Lippen waren kaum zu erkennen, dennoch lächelte sie. »Vielleicht wird dann alles gut.«

»Aber nur, wenn du uns hilfst, Rosa.«

»Wie… wie kann ich das?«

»Du mußt mir erzählen, was es mit dem Höllentor auf sich hat. Wir müssen mehr wissen.«

Rosa schluckte und nickte. »Es ist nicht einfach. Ich… ich muß weit zurückgreifen.«

»Bitte, ich höre zu.«

»Ich kann nur das sagen, was ich hörte. Es muß zur Zeit der Urkirche gewesen sein, der ersten Christen, die sich dort, wo das Kloster jetzt steht, versteckt hielten. Sie hatten sich eingegraben in den Katakomben, den alten Gängen, um vor der Verfolgung sicher zu sein. Die Römer haben sie nicht erwischen können, aber ein schrecklicher Dämon fand den Weg, der aus dem Kreuz eine Schlange machte und es verhöhnte. Es war das Kreuz der Christen, aber sie schafften es, sich zu wehren. Sie schlossen den Dämon ein.«

»Du meinst das Kreuz?«

»Ja, die Schlange.«

»Und weiter…«

»Sie versiegelten das Tor, damit das Böse nicht mehr freikommen konnte. Aber jemand brach das Siegel auf. Immer wieder hatte das Böse versucht, sein Gefängnis zu verlassen, es war ihm nicht gelungen, bis zu dem Tag, als das Höllentor geöffnet wurde. Ich spürte es, ich merkte, wie es von mir Besitz ergreifen wollte, aber ich konnte mich noch wehren. Manchmal steckt es in mir, da werden die Rosen zu Staub, dann wiederum geht es mir gut, da kann ich es bekämpfen. Aber es ist schlimm, und es wird immer schlimmer, wenn es sich ausbreitet. Das Böse ist überall, es läßt sich nicht mehr stoppen.«

»Jetzt sind wir da.«

Rosa hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, ob es nur die Schlange ist, denn man spricht von einem fürchterlichen Dämon, der noch in den Tiefen stecken soll. Pater Marinus hat es mir einmal erzählt. Er sprach davon, daß es nicht nur die Schlange ist. Sie muß mit jemandem zusammen sein, der ihr half.«

»Hat er gesagt, um wen es sich handelt?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Und du hast auch nicht gefragt?«

Rosa senkte den Kopf. Mit den ausgestreckten Fingerspitzen fuhr sie durch staubige Grashalme. »Doch, ich habe einige Male gefragt, aber keine richtige Antwort erhalten. Alles lief schief, ich hatte den Eindruck, als wollte er mir nichts sagen. Das schreckliche Geheimnis muß in der Vergangenheit gefangen liegen.«

Glenda lächelte. »Keine Sorge, wir werden es schon lüften, wenn wir im Kloster sind.«

Da erschrak Rosa. »Du willst hin?«

»Natürlich.«

»Das wird kaum möglich sein.«

»Weshalb nicht?«
»Weil… weil …« sie schluckte. »Weil der Abt es nicht zulassen wird. Er haßt Fremde.«
»Das kann uns nicht davon abhalten, keine Sorge. Und mögen die Mauern noch so dick sein.«
»Wenn sie nicht wollen…«
»Werden wir sie zwingen. Die Mönche müssen einfach einsichtig sein, denn hier geht es um existentielle Dinge.«
»Um was, bitte?«
»Schon gut. Eine andere Frage. Hast du das Kreuz, das zur Schlange wird, schon zu Gesicht bekommen? Konntest du es sehen?«
»Ja, einige Male«, lautete die stöhnend gesprochene Antwort. »Da… da habe ich es erkannt.«
»Wann war das?«
»Das kann ich nicht sagen. Ich merke es in meinem Kopf. Es kommt plötzlich über mich.«
»Wie in der Kapelle?«
»Stimmt, stimmt. Da war es auch so. Auf einmal…«
»Dann müßte es ja unterwegs sein.«
Rosa schlug die Hand vor den Mund. »Rede nicht so etwas, bitte, halte dich zurück.«
»Aber es ist die Wahrheit!«
»Schon… schon … nur ist es gefährlich, wenn man darüber redet. Ich habe das …« Rosa sprach nicht weiter. Sie saß still, stand dann ruckartig auf und pflückte eine Blume.
Auch Glenda war nicht sitzen geblieben. Sie ahnte, daß etwas Ungewöhnliches passierte und behielt das junge Mädchen unter Kontrolle. Rosa stand an einem Strauch. Auf ihrer Handfläche lag die Rose wie ein kostbares Juwel.
Glenda ging auf sie zu. »Ist es eine Botschaft, die du empfangen hast, Rosa?«
Sie duckte sich. »Das Kreuz… es ist sehr nahe …« Ihre Haare, noch vor zwei Sekunden glatt nach unten hängend, richteten sich plötzlich auf, als würden nicht sichtbare Hände an den Spitzen zerren.
Es war wie in der Kapelle, vielleicht eine Idee schlimmer, denn Rosa begann leise zu schreien. Es tat Glenda beinahe schon weh, als sie die Laute hörte. Sie sah keine Möglichkeit, etwas dagegen zu tun.
John Sinclair besaß das Kreuz, nicht sie.
Hinter Rosa wuchs das staubige Gebüsch hoch. Die Blätter bewegten sich, denn ein plötzlicher Windstoß fuhr hinein. Nicht warm, eher kühl und kalt strich er über die Haut.
»Was ist denn, Rosa? Was ist?« Sie wollte vorgehen und das Mädchen anfassen.
»Nein!« kreischte sie, schaute auf ihre Hand, wo die Blume innerhalb

von Sekunden verkohlte. »Faß mich nicht an! Berühre mich nicht! Ich bin der Satan, ich bin…«

»Bitte…«

»Neiiinnnn!« Das Wort wurde zu einem Kreischen. Ihre Augen verengten sich, die Pupillen nahmen die Form von Spiegeln an, in ihr steckte eine unheimliche Macht.

Obwohl Glenda gewarnt worden war, ging sie auf Rosa zu. Sie konnte nicht mit ansehen, wie das Mädchen litt, wollte es aus der Gefahrenzone schaffen, streckte bereits einen Arm aus, als sich etwas Schweres auf ihre Schulter legte und sie mit einem gewaltigen Ruck zurückriß.

Glenda verlor das Gleichgewicht. Im Fallen sah sie das Schreckliche. Aus der Höhe raste etwas nach unten. Schwarz, drohend und lang. Es hämmerte dicht vor ihren Fußspitzen in den Boden.

Ein schwarzes Kreuz, dessen Ende die Spitze eines Messers zeigte!

***

Ich tauchte derart schnell in Deckung, als hätte jemand mit einer Maschinenpistole auf mich geschossen. Auch Steinbrocken können gefährlich und tödlich sein, wenn sie, getrieben von einer immensen Kraft, wie Geschosse durch die Gegend wirbeln.

Wenn ich von einem dieser Trümmerstücke erwischt wurde, war es vorbei.

Der Altar war nicht nach innen zusammengebrochen. Die Kraft meines Kreuzes hatte diesen Ort der Schwarzen Magie zerstört, als wäre unter ihm eine Bombe explodiert.

Ich schützte meinen Kopf mit beiden Händen, hörte das Schreien der Menschen, das Bersten des Gesteins, die harten, dumpfen Aufschläge an den Wänden und innerhalb der Bankreihen, und konnte nur beten, daß dieser verfluchte Kelch an mir vorüberging.

Er ging.

Was ich mitbekam, waren kleinere Steinsplitter, schon mehr Staub als Krümel, die auf mich herabregneten, als wären sie von einem Trichter ausgeschüttet worden.

Ich blieb noch einige Sekunden liegen, atmete nur durch die Nase und schmeckte den Staub in der Kehle. Hinter mir war es ziemlich still. Nur manchmal vernahm ich ein gestöhntes Wort oder ein Schluchzen, das als klagender Laut die kleine Kapelle durchwehte.

Allmählich beruhigte sich mein stark klopfendes Herz, und ich drückte mich hoch.

Noch immer wallte der Staub und hüllte uns ein. Auch andere Menschen waren aus ihren Deckungen hervorgekommen. Sie starrten mich aus weit aufgerissenen Augen an, aber nicht alle standen, einige Menschen waren liegengeblieben.

Ich holte die Lampe hervor, leuchtete und sah Blut.
Im ersten Moment schockte es mich, später stellte ich fest, daß es zum Glück keine Toten gegeben hatte, nur Leichtverletzte.
Ich ging dorthin, wo einmal der nackte Altar gestanden hatte. Da lag mein Kreuz inmitten der Reste, die übriggeblieben waren. Ich nahm es an mich.
Es hatte sich nicht verändert und war auch nicht durch fallende Trümmer deformiert worden. Wie ein Gegenstand, der es gewohnt war, alle Katastrophen zu überstehen, lag es vor mir. Ich atmete auf, als ich es hochnahm und wieder einsteckte.
Soeben stand der Sprecher der Einwohner auf. Auch er blutete. Ein Stein hatte auf seiner Wange eine tiefe Wunde hinterlassen. Er preßte ein Taschentuch dagegen. »Wer bist du?« sprach er mich an. »Wer bist du?« Diesmal redete er lauter. Beim drittenmal schrie er die Frage, so daß die Worte ein finsteres Echo warfen.
Stille breitete sich aus. Alle warteten auf meine Antwort, mit der ich mir Zeit ließ. »Ich habe euch schon einmal gesagt, daß ich gekommen bin, um das Grauen zu stoppen. Ich werde das Höllentor wieder verschließen. Habt ihr gehört?«
Ja, sie hatten es alle gehört, aber sie konnten es nicht glauben. Und der Sprecher war der erste, der den Kopf schüttelte und dabei Blut abwischte. »Nein, Fremder, nein, das geht nicht. Du mußt mit dem Teufel im Bunde sein. Es ist nicht möglich, das Höllentor zu schlie ßen. Das Böse ist wieder frei, wir haben es genau gespürt. Es hat seinen Weg genommen, es ist frei, es ist eingedrungen in das Mädchen Rosa. Sie fördert es. Du hast sie gesehen. Sie ist das Böse.«
Ich schüttelte den Kopf. »Sie ist nicht das Böse. Rosa ist ein Mensch, der nur vom Bösen angefallen wurde, mehr ist nicht mit ihr geschehen. Was immer hinter dem Höllentor gelauert hat, es mußte sich einen Weg bahnen, als es freikam.«
»Das hat es, das hat es. Wir hätten sie töten können…«
»Damit wäre nichts erreicht worden. Mord hilft nicht. Die Frau und ich sind gekommen, weil wir das Böse vernichten wollen. Wir werden das verfluchte Höllentor schließen. Ich habe das Kreuz, ich kämpfe gegen das Kreuz an, das zur Schlange wird. Das ist mein Auftrag, den Padre Georgis gegeben hat.«
»Du… du kennst ihn?«
»Ja, ich habe von ihm gehört. Ich kenne ihn nicht persönlich. Meine Begleiterin traf ihn. Er wollte, daß sie und ich das Grauen endlich stoppen. Das ist alles. Und jetzt laß mich gehen, wir werden dem Kloster Santa Lucca einen Besuch abstatten, denn ich gehe davon aus, daß es dort seine Heimat hat. Habe ich recht? Nahm das Böse das Kloster in Besitz?«
»Der Satan hat es geschafft!« rief eine Frau aus dem Hintergrund.

»Er hat die frommen Männer blenden können. Der Teufel ist allgegenwärtig. Er nahm uns diese Stätte hier, und er wird uns alles nehmen, das wissen wir.«

»Nein, wir stoppen ihn. Das sind wir dem toten Padre schuldig. Ihr werdet euch wieder in die Häuser zurückziehen und abwarten. Unternehmt nicht den Versuch, uns zu folgen. Einmal ist es gutgegangen, für ein weiteres Mal kann ich nicht garantieren. Das Kreuz hat das Böse zerstört. Es ist nicht mehr da, ich habe den entweihten Altar glücklicherweise vernichten können…«

»Ja, aber…«

»Es gibt kein Aber, mein Freund. Verbindet eure Wunden und kehrt zurück.«

Niemand widersprach. Niemand hielt mich auf, als ich mich auf den Rückweg machte und mit langen Schritten durch die Kapelle ging. In ihr war es verhältnismäßig kühl gewesen, was sich allerdings sehr schnell änderte, als ich die Tür aufzog.

Da traf mich die Hitze wie ein breiter Faustschlag. Ich ging weiter, suchte nach Glenda und Rosa, ohne die beiden sofort entdecken zu können. Erst als ich mich nach rechts wandte, sah ich sie. Allein waren sie nicht, jemand stand bei ihnen, den ich nicht kannte, der mich aber erstaunte, denn er trug die Kutte eines Mönchs…

***

Glenda lag im Staub und spürte den harten Boden unter ihrem Rücken. Sie hatte den Mund geöffnet, ohne jedoch einen Schrei ausstoßen zu können. Alles war zu plötzlich gegangen.

Und sie starrte auf den Gegenstand, eine Mischung zwischen Kreuz und Messer.

Tief war die Klinge in den Boden gerammt. Sie glänzte schwarz, selbst das Sonnenlicht konnte sie nicht erhellen. Hinter dem Kreuz stand Rosa in einer Haltung, die der eines erstarrten Vogels glich, der seine Schwingen ausgebreitet hatte. Bei ihr waren es allerdings die Arme.

Noch immer standen die Haare zu Berge, noch immer lag der blinde Ausdruck in ihren Augen, doch einen Schatten warf sie nicht.

Der fiel von der Seite her und ziemlich breit von einer anderen Person auf Glenda Perkins nieder.

Sie schaute hoch und verdrehte dabei die Augen. Der Schatten hatte ein Gesicht bekommen, einen Mund mit blassen Lippen, die sich bewegten, als der Mönch sprach.

Glenda verstand den Text nicht. Sie konnte sich jedoch vorstellen, daß es sich um ein Gebet oder eine Exorzistenformel handelte, denn das verunstaltete Kreuz im Boden bewegte sich plötzlich. Sie hörte ein Zischen, dann flog es aus der Erde hervor, bewegte sich in der Luft

zuckend wie eine Peitsche, so daß Glenda von einer Verwandlung in die Schlange ausgehen mußte.

Es war zur Schlange geworden und geflüchtet. Erst jetzt konnte sie aufatmen, denn auch Rosa wurde wieder normal. Die Haare fielen nach vorn, sie rahmten den Kopf ein wie früher. Dann sank sie zusammen, die Kräfte hatten sie verlassen.

»Wollen Sie nicht aufstehen?« sprach der Mönch sie an. Er besaß eine dunkle, sympathische Stimme.

Glenda entdeckte das Lächeln auf seinen Lippen und nahm die ausgestreckte Hand. Mit einem Ruck zog der Mönch sie hoch. Mit stockenden Worten bedankte sie sich bei ihm.

»Ich habe es geahnt«, sagte er nur.

»Sind Sie Pater Marinus?«

Der Mann mit dem gütigen Faltengesicht nickte. Er trug auf dem Hinterkopf eine kleine dunkle Kappe. Das graue Haar war ansonsten nach vorn gekämmt worden, so daß er so etwas wie einen Cäsarenschnitt bekommen hatte.

»Dann weiß ich von Ihnen.«

»Hat Rosa es erzählt?«

»Si.«

Der Mönch lächelte und strich über seine Augen. »Du bist fremd hier. Du bist eine Frau. Ich werde dich etwas fragen. Bist du vielleicht diejenige Person, die Bruder Georgis um Hilfe gebeten hat?«

»Wissen Sie Bescheid?«

»Ja, ich bin eingeweiht. Bruder Georgis wußte, daß nur ein Mann helfen kann. Er trägt ein geweihtes, uraltes Silberkreuz, noch älter als das entweihte…«

»Er heißt John Sinclair. Wir kennen uns gut.«

»Wo ist er?«

»In der Kapelle, Pater!« Glenda räusperte sich. »Die Bewohner haben sich dort versammelt. Sie wollten Rosa töten, glaube ich. Sie… sie sind verrückt, wenn sie ihr die Schuld an den Vorgängen geben.«

»Nein, sie sind unwissend. Sie können es nicht anders wissen. Rosa hat es gespürt, sie ist eine Vertraute von mir, denn sie besitzt das zweite Gesicht. Sie hat darunter gelitten, als das Böse frei wurde, und sie hat sich dagegen angestemmt, was ich ihr nicht hoch genug anrechnen kann. So sieht es aus.«

Glenda schaute das Mädchen an. Es hatte mit unbewegtem Gesicht zugehört. Es machte einen apathischen Eindruck, als wäre es geistig völlig weggetreten. Kein Wunder nach diesem inneren Streß.

Andere wären daran längst zerbrochen.

»Sie haben sie aufgerichtet, wie?«

Der Pater nickte. »Immer wieder habe ich mit ihr geredet, wenn sie am Boden zerstört war. Ich glaube, daß nur unsere Gespräche sie stets

aufgerichtet haben!«

»Wie alt ist Rosa?«

»Neunzehn.«

»Zu jung für das Böse!« flüsterte Glenda und hörte das hart klingende Lachen des Mönchs.

»Sagen Sie das nicht. Wenn der Teufel einen Menschen will, nimmt er keine Rücksicht auf dessen Alter.«

»Das weiß ich leider, ich habe es öfter erlebt. Aber die Furcht bleibt trotzdem, auch jetzt.« Glenda deutete auf die Stelle am Boden, in die das Messer gefahren war. »Es kann jeden Augenblick zurückkommen«, flüsterte sie.

Pater Marinus hob die Schultern. »Im Moment nicht. Wir haben es abwehren können.«

»Das waren Sie doch!«

»Stimmt, ich kannte einen alten Bannspruch. Es stammte noch aus sehr früher Zeit. Man kann ihn nur in extremen Situationen einsetzen.« Das Gesicht des Mannes verzog sich. »Leider reicht er nicht aus, um das gesamte Grauen zu stoppen.«

Glenda runzelte die Stirn. »Sie meinen den Schrecken, der in den Katakomben haust.«

»Sie wissen davon?«

»Rosa erzählte mir etwas.«

Tief atmete der Mönch ein. »Es liegt schon sehr lange zurück, und es war in der Zeit der Urchristen, da mußten sich unsere Glaubensbrüder noch verstecken. Ein Dämon hauste in den Gängen. Er soll ein Günstling des Teufels gewesen sein, aber man konnte seinen Geist bannen und das Höllentor versiegeln. Jetzt ist es offen.«

»Wurde der Dämon befreit?«

Beide schraken zusammen, als sie meine Stimme hörten, denn ich war fast unhörbar nähergetreten.

»Das ist John Sinclair«, sagte Glenda und stellte mir den Mönch namentlich vor. »Der Mann mit dem Kreuz«, sagte sie. »Er kann es bestimmt schaffen.«

Pater Marinus erhob sich und reichte mir die Hand. Der Druck war fest und schuf zwischen uns sofort eine Vertrauensbasis. »Reden Sie ruhig weiter, Padre, ich höre zu.«

»Gut.« Er wartete, bis ich mich gesetzt hatte. »Wie gesagt, der Dämon wurde befreit.«

»Wie sieht er aus, und wodurch wurde er befreit?« erkundigte ich mich.

»Jemand muß in seinen Bann geraten sein. Dieser Jemand hat das Höllentor geöffnet.«

»Haben Sie eine Ahnung, wer es tat?«

»Einen Verdacht.«

»Und?«

Padre Marinus schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, ich werde ihn für mich behalten. Jedenfalls müssen wir uns vorsehen. Dieser teuflische Geist irrt umher und ist ständig auf der Suche nach irgendwelchen Gastkörpern.« Er warf Rosa einen Blick zu. »Beinahe hätte er es bei ihr geschafft, aber das ist ihm zu schwer. Er kann sie nicht ganz besitzen, sie bricht immer aus, weil sie sich gegen ihn stemmt. Ich jedoch habe den Eindruck, daß er auch in einen zweiten Körper geraten ist und den beliebig verlassen kann, wenn er will.«

»Was ist mit dem Kreuz?« fragte ich.

»Ein Kreuz, über das er die Kontrolle bekommen hat. Es ist praktisch ein Messer. Unsere Ahnherren haben versucht, ihn damit zu töten. Sie schafften es nicht richtig, er hat die andere Kraft besiegen und das Kreuz umdrehen können. So etwas passiert selten, und wenn es einmal geschieht, ist die Furcht groß.«

»Das kann ich mir denken.«

Der Padre schaute mich an. »Wie ich hörte, sind Sie der Mann, der ein besonderes Kreuz besitzt. Ein Freund von mir, Padre Georgis, hat es in seinen Wahnträumen gesehen. Er war ein Mensch, der sich nicht fürchtete, der in den Katakomben geschlafen hat, um dem Grauen auf die Spur zu kommen.«

Ich hatte meinen Talisman nicht wieder umgehängt, sondern in die Tasche gesteckt. Als ich es hervorholte und auf meinen flachen Handteller legte, bekam der Mönch große Augen. Sogar Rosa stand auf. Sie kam näher heran.

»Das ist es«, sagte ich.

Marinus hatte eine trockene Kehle bekommen. »Kann… kann ich es berühren, bitte?«

»Gern.«

Er strich mit den Fingern darüber hinweg. »Silber«, hauchte er, »das ist Silber. Gütiger Gott, ich habe das Gefühl, als wäre es mit einem besonderen Leben gefüllt.«

Ich hatte ihn verstanden und klärte ihn mit wenigen Sätzen über den Hintergrund des Kreuzes auf.

»So alt ist es?«

»Ja – und es hat eine erstaunliche Reise durch die Jahrhunderte hinter sich. Es hat einige Besitzer gegeben, ich bin der letzte in der langen Kette, der Sohn des Lichts.«

Marinus dachte nach. »Kann es sein, daß ich den Namen schon in alten Büchern gelesen habe?«

»Bestimmt.«

Seine Augen leuchteten plötzlich. »Dann ist mir nicht mehr bang«, erklärte er mit fester Stimme. »Ich glaube fest daran, daß wir es schaffen können, den Ungeist zu besiegen.«

Von mir bekam er keine Antwort, was seinen Glauben unterstützte. Das Theoretisieren hatte keinen Sinn, für mich ging es jetzt um andere Dinge. »Hören Sie zu, Padre Marinus.«

Er merkte, daß ich nach Worten suchte und sagte lächelnd: »Bitte, reden Sie in Ihrer Heimatsprache. Ich verstehe Sie auch.«

»Danke.« Tief holte ich Luft. Sie war warm und schmeckte nach trockenem Staub. »Ihnen muß doch klar sein, daß wir, wollen wir einen Erfolg erreichen, uns nicht nur darauf beschränken können, hierzubleiben. Wir müssen in das Kloster und damit auch in die Katakomben, von denen Sie gesprochen haben.«

Er nickte. Dennoch sah ich seinem Gesicht an, daß er nicht sehr davon überzeugt war. »Gibt es Schwierigkeiten?«

»Ja, es wird welche geben. Ich kann Sie Ihnen sogar namentlich nennen. Sie heißen Rudolfo. Es ist unser Abt. Er hat befohlen, daß kein Fremder das Kloster mehr betreten darf. Wer sich dem Befehl widersetzt und einen Gast mitbringt, muß mit einer Bestrafung rechnen.«

»Und daran wollen Sie sich halten?«

»Nicht unbedingt. Ich kenne das Kloster und weiß, daß es nicht nur einen Zugang gibt.«

»Wunderbar. Gibt es auch einen, der uns auf dem direkten Weg zu den Katakomben führt?«

»Er ist etwas beschwerlich, aber wir müßten es schaffen. Die ersten Christen haben natürlich gewußt, wo sie steckten und sich dementsprechend verhalten, indem sie unter anderem einen Tunnel gruben, durch den sie rasch fliehen konnten. Und diesen Tunnel haben Mönche der Generation vor mir freilegen können.«

»Besitzt er einen freien Zugang?«

»Ja, er liegt zwar versteckt, aber ich kenne ihn. Wir finden ihn dort, wo ein Flügel des Klosters einmal abgebrannt ist. Das war ebenfalls im vorigen Jahrhundert. Wenn Sie wollen, können wir uns sofort auf den Weg machen.«

»Ich gehe aber mit!« erklärte Rosa sofort.

Padre Marinus schaute sie an. »Du weißt, was du dir möglicherweise antust, Kind?«

»Si, das weiß ich. Aber ihr braucht mich. Wenn ich dort bin, wird der Geist versuchen…«

»Schon gut, Kind, schon gut.« Er strich über ihren Kopf und fragte mich: »Sind Sie einverstanden, Mr. Sinclair?«

»Nicht hundertprozentig. Es könnte doch sehr gefährlich für das Mädchen werden.«

»Davon müssen wir ausgehen.«

»Gibt es keine andere Möglichkeit?«

»Bestimmt, nur mit ihr wachsen die Erfolgschancen um ein

Vielfaches. Wir sollten es wagen. Rosa hat bisher überlebt, sie wird auch weiterhin überleben.«

»Außerdem kenne ich den Weg!« rief sie.

»Und ich gehe ebenfalls mit!« erklärte Glenda. Sie deutete über ihre Schulter und meinte damit die nahe der Kapelle versammelten Dorfbewohner. »Schaut mal, wie sie starren. Die denken über uns nach, die wollen bestimmt was.«

»Klar, wir nehmen dich mit«, sagte ich und wandte mich an den Mönch. »Wo geht es lang?«

Padre Marinus schüttelte den Kopf. »Wir werden auf keinen Fall den normalen Weg nehmen, man würde uns zu schnell sehen. Wir schleichen uns hinter dem Klostergarten an. Es ist die beste Lösung.«

Ich lächelte. »Wenn Sie das sagen, Padre, glauben wir Ihnen. Sollen wir jetzt gehen?«

»Ich bin bereit, Mr. Sinclair.«

Das waren wir auch…

***

Bis auf das Summen der Insekten war es still. Die Sonne brannte auf unsere Rücken ebenso wie auf das alte Mauerwerk, das der Brand übriggelassen hatte.

Es war eine stille Gegend, zusätzlich abgeschirmt von der mächtigen Rückseite einer hohen Mauer, die ebenfalls noch zum Kloster Santa Lucca gehörte.

Wir hatten uns auf Schleichpfaden dem Ort genähert und hofften, von keinem gesehen worden zu sein. Durch ein ausgetrocknetes Bachbett, dessen Seiten von staubigem Buschwerk begleitet wurde, waren wir bis dicht an das Ziel herangekommen, so jedenfalls hatte es uns der Padre Marinus erklärt.

In Deckung der Klostermauer hockten wir zusammen, lauschten dem Summen der Insekten und warteten eigentlich auf eine Erklärung der beiden Einheimischen.

Die ließen sich Zeit. Rosa und der Mönch schauten sich des öfteren um, als hätten sie Furcht davor, aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden. Ich hatte keine Lust, noch länger in der brütenden Hitze zu hocken und stieß den Padre an. »Was ist los? Warum gehen wir nicht weiter?«

»Es ist nicht so einfach.«

»Wie meinen Sie das?«

»Der Eingang befindet sich auf dem Gelände des Klosters. Wir müssen ungesehen hin.«

»Dann nehmen wir die Beine in die Hand.«

Marinus verzog den Mund, als hätte er in eine Essiggurke gebissen. »Einige meiner Brüder werden jetzt draußen sein und ihr Brevier[1]

lesen. Das könnte zu nicht einkalkulierten Begegnungen kommen.«
»Damit müssen wir leben.«
»Meine ich auch«, sagte Glenda.
»Ich werde vorgehen«, schlug der Padre vor. »Ihr bleibt in einer gewissen Distanz hinter mir. Sollte mir etwas zustoßen, auch Rosa kennt den Eingang zu den Katakomben.«
Mir hatte seine letzte Bemerkung nicht gefallen. »Was sollte Ihnen denn zustoßen, Padre?«
»Man kann nie wissen.«
»Kennen Sie mehr?«
»Nein.« Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber ich habe den Eindruck, daß sich hier einiges verändert hat nach dem Weggang des Bruders Georgis.«
»Und was?«
»Es ist die Atmosphäre, Mr. Sinclair. Sie hat sich aufgeheizt. Sie hat sich verdichtet. Etwas Fremdes ist in sie hineingedrungen und hat die Macht an sich gerissen.«
»Meinen Sie den…?«
Er nickte heftig. »Ja, ich meine den Geist des alten Dämons aus der urchristlichen Zeit.« Der Mönch schaute zum blauen Himmel, als könnte er dort etwas entdecken. »Das muß man spüren, und das kann man nur spüren, wenn man länger in dem Kloster lebt, so wie ich.« Er blickte uns der Reihe nach an.
Glenda hob die Schultern. Rosa, unsere junge Begleiterin, hatte die Augen zu Schlitzen verengt. Auf ihren nackten Unterarmen sah ich den Schauer. Möglicherweise hatte sie mehr begriffen als wir.
»Was hat das genau mit unserem Vorhaben zu tun?« erkundigte ich mich, da ich davon ausging, daß der Mönch diese kurze Rede nicht grundlos gehalten hatte.
»Ganz einfach, ich habe mich entschlossen, den ursprünglichen Plan zu ändern.«
Überrascht schauten Glenda und ich ihn an. Nur Rosa nahm es gelassen hin. Wahrscheinlich hatte sie es geahnt.
»Moment«, sagte ich leise. »Sie wollen also den Katakomben keinen Besuch abstatten.«
»Das habe ich damit nicht gemeint. Nur würde ich vorschlagen, daß wir einen anderen Weg nehmen. Den offiziellen, nicht durch diesen alten Tunnel.«
»Und was ist mit dem Abt?« fragte Glenda. »Wir sollten ihm doch nicht begegnen.«
Der Padre nickte. »Es stimmt schon, ich habe so gedacht. In den letzten Minuten mußte ich meine Meinung ändern. Ich will euch den Grund nennen.« Er schaute sich um wie ein Verschwörer, der Furcht vor versteckten Lauschern besaß. »Es mag heiß sein, es mag vielleicht

auch ein besonders heißer Tag sein, aber etwas ist nicht normal. Daß ich keinen meiner Brüder gehört und gesehen habe. Ich sah kein Gesicht am Fenster, ich hörte keine Schritte…«

»Dann sind sie im Haus.«

»Stimmt, Mr. Sinclair, im Haus.« Sein Gesichtsausdruck bekam etwas Starres, als hätte nur er das Schreckliche gesehen, was anderen vorenthalten blieb. »Ich kann mir vorstellen, daß man sie nicht mehr hinausläßt. Meine Brüder werden hinter den Mauern gehalten wie Gefangene. Der Geist des Dämons hat sie unter seine Kontrolle bekommen. So sehe ich es. Das Kloster ist verflucht, der Schatten der Hölle lauert über dem Bau, obwohl die Sonne scheint.«

»Gut. Was schlagen Sie vor?«

»Daß wir den normalen Weg nehmen. Wir werden das Kloster betreten wie jeder Besucher oder jeder Mönch, der von draußen hereinkommt. Das ist es, was ich meine.«

Wir überlegten nicht lange. »Sie sind derjenige, der sich hier auskennt, Padre. Wir werden tun, was Sie sagen. Lassen Sie uns also den normalen Weg nehmen.«

»Danke.«

Ich lachte. »Wozu bedanken Sie sich? Sie haben aus Ihrer Sicht gesehen recht.«

»Wie würde der Abt reagieren?« fragte Glenda.

»Er ist eine unbekannte Größe. Ich kenne ihn nur als sehr starren Traditionalisten. Bruder Rudolfo ist ein Mensch, zu dem keiner Zugang bekommt.«

»Wichtig ist das Höllentor!« erklärte ich. »Es muß verschlossen werden. Alles andere werden wir nebenbei erledigen.«

Der Mönch schaute mich zweifelnd an, als schien er mir nicht zu glauben. Auch ich war nicht so forsch, wie meine Antwort geklungen hatte. Es nutzte auch nichts, den Kopf in den Sand zu stecken oder die Augen zu verschließen.

Wir machten uns wieder auf den Weg und mußten die Führung abermals dem Mönch überlassen. Ich ging so, daß ich Rosa stets im Blickfeld behalten konnte. Sie hatte sich nicht so in der Gewalt wie der Padre. Oft genug schaute sie sich um, als könnte sie zwischen den Mauern und an den Wänden das Unheil entdecken. Dieses Mädchen reagierte auf gefährliche Strömungen wie ein Seismograph auf die Stöße der Erdbebenwellen.

Wir hatten uns bisher in einem Teil des Klosters aufgehalten, der nicht so stark frequentiert wurde. Das änderte sich sehr schnell.

Durch einen schmalen, gassenartigen Gang gelangten wir dorthin, was man als Klostergarten bezeichnete. Hier war es kühler. Die Mauern spendeten etwas Schatten, aber es drehte sich auch ein Wasserspender, der dafür sorgte, daß die Pflanzen nicht

austrockneten.

Kein Mensch war zu sehen. Im Sonnenlicht glitzerten die Wassertropfen wie Diamanten, die jemand im Kreis geschleudert hatte. Den Wasserspeier ließen wir links liegen und bewegten uns auf einen der Eingänge zu, wo eine dunkle Tür sich besonders scharf von dem hellen Mauerwerk abhob. Ich hielt besonders die Fenster im Auge.

Sie waren klein und quadratisch, kamen mir sogar scheibenlos vor, aber den Umriß eines Gesichts entdeckte ich hinter ihnen nicht.

Keiner beobachtete uns, jedenfalls nicht offiziell. Nach den Worten des Mönchs ging ich allerdings davon aus, daß man unsere Ankunft bereits bemerkt hatte.

Vor der Tür blieb Marinus stehen. »Dahinter liegt eine Halle, in der wir uns treffen und auch Besucher empfangen.« Er deutete nach links. »Dort befinden sich unsere Kammern, auf der rechten Seite die Beträume und unsere Kirche.«

»Und der Geheimgang liegt wo?«

»Rechts, Mr. Sinclair, aber nicht in der Kirche. Sie wurde später gebaut, und zwar auf den alten Katakomben, wo der Geist des Dämons lauert und das Höllentor geöffnet worden ist.«

Ich wollte nach der schweren Eisenklinge fassen. Der Padre drückte meine Hand zur Seite. »Nein, nicht, das mache ich. Noch etwas. Wir haben kein elektrisches Licht. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn überall Kerzen brennen.«

»Klar.«

Die Tür war schwer aufzuziehen. Sie gab Geräusche ab, die mich an das Stöhnen eines Tieres erinnerten. Rosa stand links neben mir, mit geballten Händen. Sie war nervös, auf ihrer Stirn glitzerten die Schweißperlen. Wenn sie atmete, tat sie es heftig.

Der Mönch verschwand als erster, dann Rosa. Ich schob Glenda nach, die mir noch einen warnenden Blick zuwarf, und machte den Schluß, nicht ohne noch einen Blick zurückgeworfen zu haben, wobei ich keine aufregenden Entdeckungen machte.

Unsere Schritte klangen auf dem Steinboden verhältnismäßig laut.

Der Mönch hatte nicht gelogen. Um wenigstens etwas sehen zu können, waren Kerzen angezündet worden. Mehrere Leuchter verteilten sich an den Wänden, einige schwere standen auch auf dem Boden.

Nicht alle Kerzen brannten dort. Es war allerdings genügend Helligkeit vorhanden, um die Gestalt auf dem Boden liegen zu sehen, die eine verkrümmte Haltung eingenommen hatte und so aussah, als wäre sie unter Qualen gestorben.

Mit zwei Schritten war Padre Marinus bei dem Kuttenträger und drehte ihn herum.

»Tot?« stammelte Rosa.
Marinus untersuchte ihn noch. »Es ist Bruder Michaelis«, sagte er leise.
Ich stand neben ihm. Der Mönch war noch jünger. Sein Gesicht sah aus wie eine Masse aus Wachs, in der die verdrehten Augen besonders auffielen. Ich fühlte an der Halsschlagader nach und spürte das Leben.
»Nein, tot ist er nicht. Man hat ihn auf eine andere Art und Weise ausgeschaltet.«
»Und auf welche?« fragte Glenda, die auf uns niederschaute und die Arme um ihren Körper geschlungen hatte, als würde sie plötzlich anfangen zu frieren.
»Das kann ich auch nicht sagen. Sie, Padre?«
Marinus hob die Schultern, eine andere Antwort konnte er nicht geben, dachte aber weiter und meinte: »Er ist bestimmt nicht der einzige, dem das widerfahren ist.«
»Meinen Sie?«
»Si, Mr. Sinclair. Hier ist etwas geschehen. Ich spüre es. Bisher hat das Kloster der alten Kraft des Dämons widerstehen können. Ich glaube, daß sich dies geändert hat. Er besitzt soviel Macht, um zuschlagen zu können, und er hat zugeschlagen, das können Sie mir glauben. Es ist nicht mehr das Kloster, wie ich es kenne. Hier hat das Böse die Kontrolle übernommen.« Bei seinem letzten Satz schaute er Rosa an, als erwartete er von ihr eine Bestätigung.
Rosa sagte nichts. Sie stand da und drehte den Kopf, als suchte sie nach einem Flair. Bis sie nickte und mit kaum verständlicher Stimme hauchte: »Si, das stimmt.«
Marinus ging einen schleichenden Schritt auf sie zu. »Dann hast du es ebenfalls gespürt?«
»Es hat sich einiges verändert. Ich glaube nicht, daß deine Brüder die Kontrolle über das Kloster besitzen. Sie… sie haben sie abgegeben, der Geist ist überall. Ich spüre kein Leben mehr, versteht ihr?«
Sie hauchte die Worte wieder.
»Was soll das bedeuten?«
Rosa schaute mich an. »Alle liegen in der Agonie. Man hat sie überrascht. Das Böse ist endgültig frei. Es hat sich ausgebreitet. Es wird auf nichts mehr Rücksicht nehmen.«
Wir glaubten Rosa. Ich spürte ein Kratzen in der Kehle, tastete nach meinem Kreuz und merkte, daß es normal geblieben war. Es hatte sich nicht erwärmt.
Wenn das Böse hier umhergeisterte, weshalb meldete sich das Kreuz dann nicht? Ein schrecklicher Gedanke fuhr in mir hoch. War es möglicherweise ausgeschaltet worden? Sollte der Satan tatsächlich die Kraft besitzen, das Kreuz von seiner Wirkung zu befreien?
Bevor ich stärker darüber nachdenken oder auch sprechen konnte,

veränderte sich die Lage durch die Schritte, die plötzlich an unsere Ohren drangen.

Das Geräusch war nicht normal, so ging niemand. Es sei denn, er hatte etwas Bestimmtes vor.

Die Schritte wurden behutsam gesetzt. Gemeinsam drehten wir uns nach rechts, denn aus dieser Richtung waren sie aufgeklungen.

»Wer kann das sein?« fragte Glenda gerade so laut, daß sie von uns verstanden werden konnte.

Ich hob die Schultern, schaute dabei Marinus an, der gerade nickte. »Ich erkenne sie am Klang«, sagte er leise, »ja, ich erkenne sie genau. Es gibt nur einen, der so geht. Er kann sich auch nicht verstellen, wenn er nicht normal daherschreitet.«

»Wer ist es?« rief Glenda überlaut.

»Rudolfo, der Abt. Er ist gekommen, um uns zu begrüßen!« Die Antwort gab der Padre mit einer tiefen Grabesstimme, als würde er sich schon jetzt fürchten.

Wir warteten auf ihn. Noch war er nicht zu sehen. Im Licht hätten wir ihn längst erkannt, so aber blieb er uns zunächst noch verborgen. Aber er kam näher, was wir am Klang der Tritte hörten und erreichte sehr bald den äußeren Schein des flackernden Kerzenlichts, der seine Umrisse wie einen gefährlichen Schatten vom Boden her abhob.

Der Abt machte auf mich einen unheimlichen Eindruck. Es konnte durchaus an der langen Kutte liegen, die mit ihrem Saum fast über den Boden schleifte.

Sein Gesicht bewegte sich als unruhiger Fleck innerhalb der Kapuzenöffnung. Da verschwammen Mund, Nase und Augen. Seine Haltung war nicht normal, er hatte einen Arm – den rechten – ausgestreckt, nur der linke hing normal herab.

Bei jedem Schritt hinterließ er ein Echo auf dem Steinboden. Er hatte sehr hart zugetreten, wollte uns womöglich seine Macht beweisen. Rosa reagierte als erste.

Während wir regungslos standen und auf den Abt warteten, ging sie einen Schritt zurück, den Kopf dabei schüttelnd. »Nein«, sagte sie, »nein, er soll gehen.«

»Warum?« flüsterte ich.

»Das kann… das kann ich genau sagen. In ihm steckt etwas Schreckliches, etwas Böses. Das spüre ich. Es … es dringt mir entgegen, und ich kann es nicht abwehren.«

»Wie meinst du das?«

Rosa gab keine Erklärung mehr. Statt dessen umklammerte sie die rechte Schulter des Mönchs, als wollte sie bei ihm einen besonderen Halt bekommen.

Der Abt ging noch zwei Meter vor, neigte seinen Kopf, als wollte er uns begrüßen, hob das Gesicht wieder an und hielt es so gegen den

Kerzenschein, daß es von einer Mischung aus Licht und Schatten überflutet wurde und einen unheimlichen Ausdruck bekam.

Der Abt war jünger als Marinus. Auch sein Haar zeigte noch kein Grau. Ich sah einen schwarzen Ansatz über der Stirn. Sein Gesicht wirkte wie aus Knochen modelliert. Dünne Haut bedeckte die Wangen, in der ich kleine Kuhlen erkannte. Ein breiter Mund floß unter seiner schmalen, langen Nase, und in den Pupillen, die aussahen wie kleine, schwarze Teiche, verfingen sich die Lichtreflexe.

Er sprach nicht, schaute uns nur an. Hin und wieder bewegten sich die Falten der langen Kutte. Sein Blick richtete sich auf Pater Marinus. Mit einem Nicken begann der Abt seine Rede. »Was hast du zu sagen, Bruder? Weshalb hast du sie in diese Hallen gebracht? Du weißt doch, daß es verboten ist. Ich habe angeordnet, keine Fremden mitzubringen. Wir wollen für uns allein sein.«

»Ja, allein!« rief Marinus laut. »Damit wir an der Teufelspest ersticken können. Wie Bruder Michaelis, der hinter uns liegt. Was ist mit ihm geschehen?«

»Er hat nicht geglaubt.«

»Woran – den Teufel?«

»Richtig, Bruder, an den Teufel. Ich habe oft genug gewarnt, aber viele haben meine Warnungen mißachtet. Ich wußte, daß unsere Ahnen, die hier Unterschlupf suchten, den Dämon nicht vernichten konnten. Er hat das Kreuz besiegen können, aber meine Brüder taten es als Aberglauben ab. Sie haben sich geirrt.«

»Und du?«

»Ich weiß Bescheid.«

Marinus nickte. »Ja, du weißt Bescheid und hast trotzdem auf die Hilfe derjenigen verzichtet, die auch Bescheid wissen. Da komme ich nicht mit. Weshalb hast du mich nicht ins Vertrauen gezogen? Weshalb nicht, Bruder Rudolfo?«

»Ihr seid zu schwach gewesen.«

»Und du bist stark genug?«

»Ich habe mich mit der Hölle beschäftigt. Ich weiß, daß das Siegel gebrochen und das Tor nun offen ist. Der Geist des Dämons ist befreit worden und irrt durch die Mauern.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Spürst du ihn nicht?« Er hob seinen Arm und deutete auf Rosa.

»Spürt sie ihn nicht?«

Ihre Furcht steigerte sich noch mehr, als der unheimlich wirkende Abt sie direkt ansprach. Wir alle hörten ihren keuchenden Atem, der in die Antwort hineinfloß. »Si, ich spüre es. Ich merkte das Grauen, das sich befreit hat und einen Körper sucht. Ich habe gelitten, ich habe Blut gespien, ich habe gebetet, ich konnte mich noch befreien…«

»Nein!« erklärte der Abt mit lauter Stimme. »Du hast dich nicht

befreien können, denn du bist sein irdisches Gastgeschenk. Erinnere dich daran, daß du es gewesen bist, die das Höllentor öffnete. Es ist deine Schuld, daß der Geist befreit wurde.«

»Ich soll…?«

»Ja, du, weil du etwas Besonderes bist. Er hat ein Medium gesucht, eine sensitive Seele. Dich, Rosa, hat man damit ausgerüstet, du bist der Träger des Teufels.« Er hob seine Stimme an. Sie veränderte sich fast zu einem Kreischen. »Der Dämon steckt in dir, Rosa, und nicht in einem von uns. Du allein bist der Botschafter des Schreckens und in dieses Kloster gekommen, um es dem Satan zu weihen.«

»Nein!« schrie sie. »Das stimmt doch nicht!«

Der Abt ging noch einen Schritt vor. So erinnerte er an eine Schauergestalt aus einem Horrorfilm. »Du bist es gewesen, Rosa, und keine andere. Das wollte ich dir sagen, und deshalb wirst du auch die Folgen tragen. Nicht ohne Grund…« Seine weiteren Worte kippten ab in ein unverständliches Gemurmel, aber er war noch nicht aus dem Rennen. Aus seiner Kutte holte er etwas hervor.

Es war das Kreuz!

»John!« rief Glenda. »Das ist…!«

»Stirb!« brüllte der Abt und schleuderte die Waffe, die zur Schlange werden konnte…

***

Ich war es gewohnt, schnell zu handeln. In diesen furchtbaren Augenblicken war auch ich zu langsam, jeder wäre zu langsam gewesen, und ich erlebte das furchtbare Geschehen mit wie ein Statist am Rande des Drehbereichs.

Die Mischung aus Kreuz und Dolch, die es damals nicht geschafft hatte, den Dämon zu vernichten, war ungemein hart und zielsicher geschleudert worden. Sie hätte das Mädchen durchbohrt, aber das war Padre Marinus, an den sie sich klammerte.

Und er drehte und schob sich genau in dem Augenblick vor, als der Abt die Waffe schleuderte.

Wir sahen es, wir zuckten zusammen, nur nicht so stark wie der Mönch, dem das Kreuzmesser in die Brust gefahren war. Die Kutte bewegte sich unter dem heftigen Einschlag. Wir hörten ihn röcheln.

Er riß die Arme hoch, während die Beine nachgaben und er schwer nach hinten kippte. Er hätte Rosa unter sich begraben, aber Glenda war schneller und zerrte das Mädchen weg.

Ich mußte mich um den Padre kümmern. Aus dem Hintergrund hörte ich den Abt wild schreien. Mit einem dumpfen Laut fiel Marinus zu Boden, wo er rücklings liegenblieb.

Aus dem Kuttenstoff schaute der Kreuzgriff des Messers, und dieser Anblick trieb den heiligen Zorn in mir hoch. »Du hast ihn getötet,

Rudolfo. Dieser Mord geht allein auf dein Konto. Sei dafür verflucht!«

»Das Mädchen!« schrie er. »Rosa ist diejenige, in der der Satan steckt. Sie ist mit der Hölle im Bunde, sonst hätte das Messer schon getroffen. Der Teufel hat sie geleitet, nur der Teufel!«

Er konnte erzählen, was er wollte, ich glaubte ihm nicht. Glenda hatte sich vor Rosa gestellt. Wenn der Abt noch einmal angriff, würde er sie treffen.

»Mörder!« schrie ich ihm entgegen. »Sie sind der Mörder eines Unschuldigen. Sie…«

»John, paß auf!«

Glendas Warnung kam gerade noch rechtzeitig, denn ich sah, daß sich das in der Brust des Toten steckende Kreuz bewegte. Zuerst zuckte es nur, dann schnellte es hoch und verwandelte sich innerhalb einer Sekunde in eine unterarmlange, dünne, geschmeidige Schlange, die rote Augen besaß und mit einem fauchenden Laut über unsere Köpfe hinwegstrich. Keiner von uns konnte sie halten, sie hatte einen anderen Weg eingeschlagen und raste dorthin, wo der Abt stand. Er drehte sich auf der Stelle und flüchtete in die Richtung, aus der er auch erschienen war.

Was mit ihm geschah, entzog sich unseren Blicken, zudem mußten wir uns um den Padre kümmern.

Wir knieten uns neben ihn. Ich leuchtete mit der kleinen Lampe in sein Gesicht, das durch den harten Schein einen noch blasseren Ausdruck bekommen hatte.

Er war nicht tot, seine Lippen bewegten sich zitternd. Dort aber, wo ihn die Waffe getroffen hatte, breitete sich ein großer feuchter Fleck aus, der immer mehr an Größe gewann. Das Blut strömte aus seinem Körper. Daß er noch lebte, glich einem kleinen Wunder. Lange würde es nicht mehr dauern.

Seltsamerweise war sein Blick klar, mit dem er uns anschaute. Er sah mir direkt in die Augen, dabei bewegte er die Lippen und formulierte unter großen Anstrengungen einige Worte, die er uns als letzte Botschaft mit auf den Weg geben wollte. »Er… er hat gelogen … er will die Schuld auf andere abwälzen. Rosa ist nicht vom Satan besessen, sie ist unschuldig. Er hat sie nur töten wollen, damit sie nicht mehr mit euch gehen kann und das Höllentor aufreißt. Er ist der Grausame, der Schlimme. Rudolfo ist der Tod.« Er hob seine zitternde Hand und umklammerte mein Gelenk. »Du mußt es mir glauben, laßt euch nicht einwickeln.«

Rosa weinte leise. Glenda hockte neben ihr und hatte einen Arm um sie gelegt. Aus ihren fest zusammengepreßten Lippen drang kein Wort.

Der schwerverletzte Mönch bäumte sich noch einmal auf. In seine Augen trat ein starrer Ausdruck. Mich überkam das Gefühl, als stünden sie dicht davor zu brechen, aber das Fünkchen Leben

entwickelte sich noch einmal zu einem regelrechten Funken, und so konnte er wieder mit uns reden. »Rudolfo hat recht gehabt, der Satan ist hier. Er hat wie damals seinen Platz zwischen den Mauern gefunden. Unsere Vorfahren haben nur den Körper vernichten können, nicht den Geist des Dämons. Ich weiß jetzt, wer der wahre Teufel ist. Nicht Rosa, wie Rudolfo sagte. Er ist es selbst.« Der Griff um mein Gelenk verstärkte sich. »Rudolfo ist der Dämon, der Geist steckt in ihm. Er ist der Günstling. Er beherrscht das Kreuz, das zur Schlange wird, wenn man es berührt. Er ist es, mein Gott…« Padre Marinus schrie die letzten beiden Worte. Blut sickerte aus seinem Mund, dann sackte er zusammen, wobei ein letzter, stöhnender, keuchender Atemzug über seine Lippen floß.

Der Blick brach endgültig, und mein Handgelenk wurde von den starren Fingern eines Toten umklammert.

Ich löste den Griff. Die Hand fiel klatschend auf den Boden. Dann schloß ich die Augen des Paters.

Rosa war neben der Leiche zusammengesunken und weinte leise.

Glenda sprach mich an. »Was ist mit den anderen Mönchen, John, oder was kann mit ihnen sein?«

»Ich gehe davon aus, daß es ihnen so ergangen ist wie Padre Michaelis. Sie werden unter einem Bann stehen, aber nicht tot sein. Wir müssen uns auf Rudolfo konzentrieren.«

»Dann glaubst du den letzten Worten?«

»Natürlich, daran habe ich keine Sekunde gezweifelt. Marinus hatte den Durchblick.« Ich hob die Schultern. »Leider um einige Minuten zu spät. Rudolfo wollte durch den Messerwurf verhindern, daß uns Rosa das Höllentor öffnet, damit wir es später wieder verschließen können.«

»Weshalb denn?« fragte Glenda.

»Ich weiß es nicht, sorry.«

»Aber du hast dir etwas dabei gedacht.«

»Schon, eine Theorie. Hinter dem Höllentor muß das eigentliche Reich des Dämons liegen. Allein davon gehe ich aus. Er will nicht, daß es zerstört wird.«

»Dann hat auch er Furcht?«

»Es sieht so aus.«

»Vor unserem Kreuz?« fragte Glenda und staunte mich an, als könnte sie es selbst nicht begreifen.

»Ja, so sehe ich es.« Ich stand auf und ging um den Toten herum.

Neben Rosa blieb ich stehen, tippte sie an, die sich nicht rührte und weiterhin den Tränen freien Lauf ließ.

»Bitte, Rosa, Sie müssen jetzt aufstehen und auch stark sein. Wir brauchen Sie.«

Sie ließ sich in die Höhe ziehen, wischte Tränen aus den Augen und starrte mich an. Ihre Hände fuhren über mein Hemd, krallten sich fest,

und sie fragte: »Hast du es gesehen, John? Hast du gesehen, was dieser… dieser Abt besaß?«

»Nein.«

»Zwei Schatten«, ächzte sie. »Dieser Mensch besaß zwei Schatten, und einer war der des Teufels.«

Ob das stimmte, wußte ich nicht. Ich nahm es zunächst einmal hin, denn selbst hatte ich es nicht gesehen. »Rosa, du weißt, was dein Freund, der Pater Marinus, von uns verlangt hat. Wir müssen hin und dem Grauen Einhalt gebieten. Dabei kommt es zunächst weniger auf uns als auf dich an. Hast du verstanden?«

»Das habe ich.«

»Schön, dann versuche es bitte. Ich weiß, wie dir zumute ist, aber springe über deinen eigenen Schatten. Sorge dafür, daß…«

Sie unterbrach mich. Ihr Blick hatte wieder einen starren Ausdruck bekommen, als würde sie in einer Ferne etwas sehen, das nur für sie bestimmt war. »Ja, ich werde mit euch gehen und euch den Weg zeigen. Ich weiß, wo sich das Höllentor befindet.«

»Man kann es also auch von hier erreichen. Wir brauchen nicht nach draußen zu gehen.«

»Richtig.«

»Ist Rudolfo dorthin gelaufen?«

Rosa nickte.

Ich wußte Bescheid, zog meine Waffe und reichte sie Glenda. Sehr vorsichtig berührte sie die Beretta. »Was soll ich damit, John?«

»Dich wehren können, wenn es darauf ankommt.«

»Und du?«

»Keine Sorge, ich habe das Kreuz, zudem den Dolch, und alles andere wird sich ergeben. Noch eins, Glenda. Ich möchte nicht, daß du dich in Lebensgefahr begibst. Sollte Rosa es schaffen, das Tor zu öffnen, wirst du dort bleiben.«

»Ähm… nicht mit hineingehen?«

»Genau.«

Glenda schluckte einen Widerspruch hinunter. Sie reagierte anders als Jane Collins, die sich auf keinen Fall hätte zurückdrängen lassen.

Am liebsten hätte ich Glenda weggeschickt oder hier in der Halle gelassen, das allerdings war schwer.

Ich kümmerte mich um Rosa. »Bist du bereit, Kind?« fragte ich sie.

Das Mädchen nickte. Dabei schaute es auf seine Hände. »Ich bin bereit, John.«

»Wie fühlst du dich?«

»Nicht gut. In meinem Innern rumort es. Ich habe den Eindruck, als würde der Geist des Dämons durch die Gänge irren und alles fressen, was sich ihm in den Weg stellt. Er ist ein grausamer Feind, den auch unsere Vorfahren nicht stoppen konnten.«

»Wir werden es gemeinsam schaffen.«
Rosa lächelte nach meiner Antwort. Es war kein frohes Lächeln.
Nach einem letzten Blick auf ihren toten Freund Marinus drehte sie sich um und ging dorthin, wo auch der besessene Abt erschienen war.
Glenda und ich folgten ihr. Zu viert hatten wir den Weg begonnen, jetzt fehlte einer aus der Gruppe.
Ich fragte mich, ob wir drei auch wieder zurückkehren würden, wenn alles vorbei war…

***

Rosa hatte einmal nur etwas erklärt und von den dunklen, unheimlichen Gefilden des Klosters gesprochen, die wir bald betreten würden; Es waren die Katakomben, wo normalerweise sich niemand hintraute, weil die Furcht einfach zu groß war.
Zudem kannten die Mönche die alte Geschichte. Nicht alle hatten sie geglaubt, aber Rudolfo wollte eben dafür sorgen, daß die schlimmen, alten Zeiten wieder auferstanden, und diese Tatsache lastete wie ein gewaltiger Druck auf uns.
Wir hatten damit gerechnet, die Katakomben über eine Treppe zu erreichen, was nicht der Fall war. Vor einer alten Tür blieb Rosa stehen und nickte, als ich mit meiner Lampe hineinleuchtete. »Hier ist der Eingang«, erklärte sie.
»Aber nicht zum Höllentor«, warf Glenda ein.
»Nein, zu den Gängen.« Sie deutete auf den Boden. »Da, die Spuren. Rudolfo war hier, er war schon oft hier. Es ist seine Welt.«
Das war uns mittlerweile auch klar. Die Tür zu den uralten Gewölben war nicht verschlossen, nur angelehnt. Der Lichtstrahl tanzte durch einen Spalt, als ich die Lampe bewegte. Dann zog ich die schmale Tür auf, während die beiden Frauen sicherheitshalber einen kleinen Schritt zurückgingen.
Glenda und ich mußten uns ducken, um durch die Öffnung schlüpfen zu können. Rosa nicht, sie war kleiner und kam als letzte in das unterirdische Reich, in dem die Finsternis fast vollkommen war, denn es brannte nicht einmal eine Kerze, obwohl in die Wände Nischen eingelassen worden waren, in denen wir auch Kerzenstummel entdeckten.
Ein widerlicher Geruch reizte meine Schleimhäute. Es stank nach alter Luft, sogar feucht, nach Moos, das an den Mauern klebte, und nach aufgewirbeltem Staub.
Dieser schmale Gang kam mir tatsächlich bald so vor wie der Weg in die Hölle.
Ich konnte nicht aufrecht gehen und hatte den Kopf eingezogen.
Die Lampe ließ ich eingeschaltet. In ihrem scharfen Strahl bewegten sich Wolken von Staub, der schon einige Jahrhundert alt sein mußte.

Zudem war der Stollen so schmal, daß wir hintereinander her gehen mußten. Die Wände atmeten den Geruch der Vergangenheit aus.

Hier regierten Moder und Verwesung, aber auch die Furcht vor dem Bösen.

Was ich nicht für möglich gehalten hatte, trat ein. Der Gang nahm an Breite zu, so daß wir nebeneinander gehen konnten. Zumindest zwei von uns.

Ich winkte Rosa heran und erkundigte mich, wie sie sich fühlte.

»Noch geht es!« flüsterte sie.

»Du merkst also nichts?«

»Nein.«

Der Gang verschluckte den Schall unserer Stimmen, als wären die Wände mit Schwämmen bedeckt.

Über meinen Rücken rann ein Schauer, als ich etwas auf dem Boden liegen sah.

Ein dunkler Klumpen, der sich als Mensch herausstellte. Ein Toter, schon im Stadium der Verwesung. Hinter mir preßte Glenda eine Hand auf den Mund.

Rosa hielt sich tapfer. »Ich… ich kenne ihn. Es ist der Bruder Benito gewesen.«

»Weißt du auch, weshalb er sterben mußte?«

»Er wollte das Höllentor schließen, wie mir Marinus erzählte. Er war einer der ersten. Er hat Forschungen betrieben und hier unten oft gearbeitet. Rudolfo wollte nicht, daß er mehr erfuhr, glaube ich.«

Wir passierten die Leiche, ich strahlte wieder nach vorn – und sah zum erstenmal ein Ziel.

Das Ende des Strahls tupfte gegen eine uralte Holztür und malte dort einen Kreis.

»Das Höllentor?« fragte ich.

»Si!« hauchte Rosa.

»Sei nur vorsichtig«, flüsterte Glenda hinter mir, »wenn du näher herangehst.«

»Keine Sorge, das schaffe ich schon.«

Was ich als Holztor angesehen hatte, entpuppte sich als eine Steintür. Die Urchristen hatten schon gewußt, weshalb sie eine Tür aus Stein nahmen, aber auch er hatte das Grauen nicht aufhalten können. Erst beim Näherkommen erkannte ich das Siegel.

Es war oberhalb der Tür angebracht worden, zwischen Rand und der Decke, wo sich noch genügend freier Platz befand. Jetzt, wo ich dicht vor dem Ziel stand, spürte ich den Klumpen im Magen. Ich bedeutete Rosa, zurückzubleiben und ging näher an das Höllentor heran. Einen Schritt davon entfernt blieb ich stehen, leuchtete einen Kreis und merkte gleichzeitig, daß sich mein Kreuz erwärmte.

Es spürte das Böse…

Ich schaute mir das Siegel genauer an. Es bestand aus einem Kreis, war vorgebaut worden und mit lateinischen Bannsprüchen graviert, die den Satan davon abhalten sollten, über die Menschheit zu regieren.

Ich sah aber auch den Riß, der in einer gezackten Linie verlief.

Auch Rosa stand jetzt neben mir.

»Wenn du versuchst, das Tor zu öffnen, John, wirst du es nicht schaffen. Kein Mensch ist so stark, um es aufdrücken zu können.«

»Nur mit Magie?«

»Ja und nein. Mit einer anderen Kraft, die ich besitze.«

Ich deutete auf das Tor. »Rosa, dahinter wird sich der Abt versteckt halten. Ich möchte dich noch einmal auf das Risiko hinweisen. Wir können es auch auf einem anderen Weg versuchen. Ich kann die Kraft meines Kreuzes ausnutzen und…«

»Nein, John, nein. Ich habe meinem Freund Marinus versprochen, alles zu tun, was in meinen Kräften steht. Zum erstenmal bin ich froh, daß ich sie besitze.«

»Geht es dir gut?«

»Bis auf meinen Durst schon.«

Ich lächelte über diese Antwort. Irgendwie gaben mir die Worte Hoffnung. Mein Nacken wurde von Glendas Atem gestreift, der warm über die Haut strich. »Ich drücke uns allen die Daumen!« hauchte sie.

»Das wird auch nötig sein.« Nach dieser Antwort trat ich einen Schritt zurück. Was nun folgte, passierte auch ohne unsere Mithilfe.

Es war einzig und allein Rosas Angelegenheit.

»Bitte, schalte die Lampe aus!«

Ich löschte das Licht und hörte Glendas schweren Atemzug. Ich ahnte, daß sie sich weit weg wünschte, auch mir wäre wohler gewesen, wenn ich in London hinter meinem Schreibtisch sitzen würde, so aber standen wir in der Finsternis der Katakomben, vertrauten Rosa und warteten darauf, daß sie das Höllentor öffnete. Was hinter dem Tor lag, darüber hatte sie bisher mit keinem von uns gesprochen. Ich riet auch nicht, stellte keine Fragen und wartete ab.

Daß sie sich bewegte, war in der Finsternis mehr zu ahnen, denn über mein Gesicht glitt ein Luftzug. Wir hörten ihr Stöhnen und ein gleichzeitiges Scharren der Füße. Sie schaffte es nicht mehr, ruhig zu stehen. Die unheimliche Kraft mußte bereits auf sie übergeflossen sein.

Auf einmal war das Licht da!

Es explodierte vor uns und mußte einfach aus dem Körper des jungen Mädchens gedrungen sein. Ein knallharter, weiß und grünlichblauer Schein, der das Mädchen umtanzte wie ein Vorhang. Jede Einzelheit an ihr konnten wir erkennen und auch, daß sich die langen Haare aufrichteten.

Glenda faßte mich an. »Das ist wie ein magischer Strom«, flüsterte sie. »Wie ein Strom.«

Da hatte sie nicht unrecht, und dieser Strom blieb auch bei Rosa.

Er verstärkte sich sogar, denn die geballte Kraft drang plötzlich aus ihren Augen.

Sie bewegte zusätzlich heftig den Kopf nach rechts und links, so daß wir ihre Pupillen erkennen konnten, die in dem Sinne des Wortes keine mehr waren. Sie bestanden aus weißen Flecken, die ihre gesamte Augengröße einnahmen.

Ein schlimmes Bild, etwas, das ein Mensch kaum mehr verkraften konnte, aber sie besaß die Energie und ließ die Blitze, die aus den Augen strömten, über das Höllentor zucken.

Sie berührten dabei auch das Siegel, das ebenfalls eine andere Farbe bekam und wo der Riß sich vergrößerte, Fingerbreite bekam und anfing zu knacken.

»Sie schafft es!« keuchte Glenda neben mir. »Ich spüre genau, daß sie es schafft. Es klappt, John, es muß einfach…«

Glenda verstummte, weil Rosa einen leichten Schrei ausgestoßen hatte. Das helle Licht zuckte sogar aus ihren Fingern und drang ein in den schmutzigen Boden.

Noch war das Tor geschlossen…

Ich drückte ihr die Daumen. Längst hielt ich mein Kreuz in der linken Hand, mit der rechten holte ich den Silberdolch aus der Scheide.

Auch Glenda umklammerte meine Beretta wie einen letzten Rettungsanker. Sie stand wie auf den Sprung, sie versuchte, sich zu beherrschen, was aber nicht klappte.

Dann passierte es.

Zuerst der Schrei!

Er schnitt schrill und grell durch den Tunnel. Mit ihm zusammen vernahmen wir ein saugendes Geräusch, als hätte jemand die Tür eines Panzerschranks aufgezogen.

Doch es war das Höllentor, das mit diesem satten Geräusch aufschwang. Vor unseren Augen kippte es nach vorn, prallte auf den Boden. Staub wallte auf, und Rosa schrie noch immer, als würde sie von unsichtbaren Händen in die Hölle gezerrt.

Sie ging und blieb dabei wie eine Gestalt, die einem S.F.-Thriller entsprungen war.

Nicht geschmeidig, nein, mit steifen Bewegungen überschritt sie die Schwelle zu einem Reich, in dem Menschen nichts zu suchen hatten, es sei denn, die dienten dem Teufel.

Das taten wir drei nicht.

Rosa ging den nächsten Schritt. Sie hatte Mut, diese Hölle zu betreten, und gleichzeitig verlöschte das unheimliche Schattenlicht, das ihren Körper umtanzte.

Es wurde trotzdem nicht dunkel, denn hier, im Vorreich des Teufels, brannten sechs schwarze Kerzen, die ein düsteres Licht ausstrahlten und uns neben einer dumpf und krächzend klingenden Stimme willkommen hießen…

***

Ich übertrat ebenfalls die Schwelle, während Glenda zurückblieb und mit der Beretta in einen Raum, ein Verlies zielte, in dem sich außer uns niemand befand.

Es war ein uraltes Gefängnis, Staub der Jahrhunderte lag hier verteilt. Er klebte mehr als fingerdick auf einer alten Altarplatte, die von einem Gewebe aus feinen Spinnennetzen überzogen war. Die Kerzen standen unter anderem an den Rändern der Altarplatte, und mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, als ich daran dachte, daß die Urchristen hier einmal ihre Messen gefeiert hatten.

Jetzt war davon nichts mehr zu spüren. Der Raum befand sich in der Hand des Teufels. Überall strahlte das Böse. Ich sah es daran, wie sich mein Kreuz bewegte, eine optische Täuschung, denn das helle Licht rann über den Talisman hinweg.

Spürte Rudolfo bereits die Energie?

Rosa war erschöpft. Ich hörte sie jammern. An der Wand sackte sie in die Hocke.

Ich aber ging vor. Nicht weit von der alten Altarplatte blieb ich stehen, das Kreuz hochhaltend und in das leere Verlies hineinrufend, dessen Wände meine Stimme irgendwie verfremdeten. »Rudolfo, Diener der Hölle, Günstling des Satans. Mensch, der du das Kreuz zur Schlange werden läßt. Ich bin gekommen, ich bin in dein Reich getreten, um auch deinen Geist zu vernichten.«

Kichern…

Hohl und gleichzeitig schrill. Es klang von irgendwoher aus der Finsternis, denn das Licht der Kerzen reichte nicht bis in jeden Winkel dieses unheimlichen Raumes.

»Rudolfo! Siehst du das Kreuz in meiner Hand. Es ist stärker als deines, es ist auch älter. Es wird dich zerstören, es hat schon immer über das Böse gesiegt. Du kannst es nicht schaffen, du nicht, sonst würde die Welt auf den Kopf gestellt.«

»Ich habe es geschafft, ja, ich habe es geschafft. Einmal, damals, Sinclair.«

»Du kennst meinen Namen?«

»Der Teufel sagte ihn mir.« Dann erklang ein röhrendes Lachen.

Schaurig und fremd zugleich, und die nächsten Worte sprach Rudolfo mit einer anderen Stimme.

Grollend rollte uns das Echo entgegen, und ich wußte nur eine Lösung. Jetzt steckte der Geist des alten Dämons in ihm und hatte

auch die Kontrolle über seine Stimme bekommen. Wenn er sich als Rudolfo zeigte, dann war es nur mehr die äußere Hülle. Die Psyche gehörte längst einer anderen Macht.

Die Stimme blieb, als er sagte: »Sinclair, du Hund, ich komme. Gib genau acht!«

Plötzlich war er da! Sogar sichtbar. Hinter der Altarplatte schoß er in die Höhe.

Ich bekam einen Schock. Es war noch immer der Abt, okay, nur hatte er sich vom Gesicht her verändert. Die Haut war eine gelbe, mit widerlichen Pusteln übersäte Masse. Der Mund stand dabei vor wie eine Hundeschnauze, und in den Augen flackerte ein irrer, teuflischer, kaum beschreibbarer Blick.

»Da bin ich!« schrie er.

Ein Schuß fiel.

Ich schrak zusammen. Glenda stand noch auf der Schwelle und hatte gefeuert.

Die Silberkugel traf die Gestalt, aber sie konnte ihr nichts anhaben.

Sie explodierte zwar in seinem Körper, riß dort eine entsprechende Wunde, die sich in Sekundenschnelle wieder schloß.

Ich hatte es geahnt. Silberkugeln waren für einen Gegner, der aus dem Kreuz die Schlange des Bösen, das Zeichen der Hölle, schuf, einfach zu schwach.

»Was soll das?« schrie er. »Was soll das? Ihr seid harmlos. Paßt auf, ihr…«

Er bewegte den Arm. Es war der rechte, der Wurfarm. Ich sah, daß er in meine Richtung zielte, und im nächsten Augenblick jagte das Kreuzmesser auf mich zu.

Und ich blieb stehen!

***

Es war ein wahnsinniges Risiko, das ich einging, aber ich vertraute in diesem Moment einfach auf die Macht meines Kreuzes, die mich schützen würde.

In Höhe der Brust hielt ich es, denn dort würde mich der geschleuderte Dolch erwischen.

Zwei Magien prallten zusammen, zwei unterschiedliche Gegenstände berührten sich, denn die Waffe rammte mein Kreuz – und…

Ich hörte das Zischen, wir alle sahen das Licht und die Verwandlung.

Aus dem Messer war die schwarze Schlange mit den Glutaugen geworden und sie hatte sich um mein Kreuz gewickelt, als wollte sie es fesseln. Plötzlich strahlten die geheimnisvollen Zeichen in der Mitte auf. Die Botschaft von den Sternen brachte eine derart starke Kraft mit, daß die Schlange vor meinen Augen verbrannte.

Sie verging mit zischenden Lauten, sie stank widerlich, und eine

Wolke aus graugrünem Dampf vernebelte für kurze Zeit mein Gesichtsfeld. Ich wedelte sie mit der freien Hand zur Seite und ging einen weiteren langen Schritt auf den Altar zu.

Dort sah ich ihn!

Rudolfo stand da wie einst der Glöckner von Notre Dame. Zusammengekrümmt, einen Buckel bildend, einen Arm als Deckung vor das Gesicht haltend, ächzend.

Aus seinem häßlichen Maul tropfte ein grünlicher Schleim, der aufzischte, wenn er den Lehmboden berührte.

Was mir aus seinem Maul entgegendrang, waren keine Worte mehr, nur ein Mischmasch aus Stöhnen, Jammern und widerlich klingenden Lauten.

Er hatte Angst vor dem Kreuz, eine wahnsinnige, kaum beschreibliche Furcht.

Damals hatte der Dämon das Kreuz unter seine Gewalt bekommen. Aus ihm war die Schlange, das Zeichen des Bösen geworden, an diesem Tag sah es anders aus, denn ich war ihm mit einem Kreuz entgegengetreten, an dessen Kraft er nicht entfernt heranreichte.

In Rudolfo steckte der Geist des Schrecklichen. Ich kannte nicht einmal den Namen des Dämons, wollte ihn auch nicht wissen, er mußte aus diesem Gemäuer verschwinden.

Der besessene Abt zuckte zurück. Zwei Schritte schaffte er, dann sprang ich auf den Altar.

Mit einer gleitenden Bewegung hatte ich die Platte erreicht, während der Dämon einen Fluchtversuch wagte. Er wollte um den Altar herum, schlug dabei einen Kreis, um den Eingang zu erreichen. Aus dem Maul drangen heulende Laute, als hätte jemand eine Sirene angestellt. Sein Körper war geschrumpft. Was sich momentan tatsächlich unter der dunklen Kutte verbarg, konnte ich nicht sehen. Jedenfalls hatte er einen zwergenhaften Wuchs bekommen und bewegte sich mit langen Schritten auf den Eingang zu.

Ich sprang ihm in den Weg. Mit beiden Füßen erwischte ich ihn, denn ich hatte mich wuchtig von der alten Altarplatte abgestoßen.

Unter den Sohlen spürte ich einen weichen Widerstand und rammte den Körper durch die Wucht zu Boden.

Dort überkugelte er sich kreischend, schnellte wieder hoch und öffnete sein Maul.

Die Zähne waren grauenhaft, ein Raubtiergebiß. Jetzt war er eine Mischung aus Mensch, Dämon und Monster.

Das Maul schnappte zu.

Meine Hand stieß vor – und er biß genau in mein Kreuz, das ich ihm im letzten Augenblick in den Rachen gestopft hatte. Dabei klappte er noch sein Maul zu.

Einmal hatte er das Kreuz besiegen können, ein zweitesmal gelang es

ihm nicht.

Für mich stand fest, daß es kein Höllenloch geben würde, wenn der unselige Geist des Dämons nicht mehr existierte. Er versuchte es trotzdem und kroch auf mich zu.

Was sich da über den Boden bewegte, war nur mehr ein von der Kutte verdeckter Klumpen, der durch ein plötzliches Aufstrahlen des Kreuzes vernichtet wurde. Das Wesen bestand nur mehr aus Maul und spie mein Kreuz aus. Dann war es ruhig.

Ich ging hin und trat mit dem Fuß auf die Kutte. Darunter hörte ich knirschende Geräusche, als würde Glas brechen. Ich wußte, daß Rudolfo sein Leben durch den Dämon verloren hatte. Zurück war nur mehr Staub geblieben.

Ich drehte mich um.

Rosa hatte sich wieder erhoben. Fassungslos schaute sie mich an, als wäre ich ein Fremder.

Ich ging zu ihr, legte ihr einen Arm um die Schulter und machte bei Glenda das gleiche.

So verließen wir die Brutstätte des Bösen und schauten nicht einmal mehr zurück.

In den normalen Räumen wurden wir trotzdem an sie erinnert.

Aus der Tiefe hörten wir ein dumpfes Grollen. Der Steinboden vibrierte unter unseren Füßen, und Rosa sprach aus, was wir dachten.

»Jetzt ist es zerstört. Dem Himmel sei Dank…«

***

Von den übrigen Mönchen war niemand mehr gestorben. Sie hatten alle überlebt und waren nur durch einen Trank, den ihnen Rudolfo aufgezwungen hatte, bewußtlos geworden.

Wir berichteten, welches Schicksal Georgis und Marinus erlebt hatten und auch darüber, daß der alte Fluch endlich gebrochen war.

So recht glauben konnte uns keiner, aber das war nicht wichtig.

Als wir das Kloster verließen, hatte sich die Sonne bereits verabschiedet. Über dem Land lagen die breiten Flügel der Dämmerung.

»Was willst du jetzt machen?« fragte ich Rosa.

Sie hob die Schultern. »Ich bin es gewohnt, mich durchzuschlagen. Irgendwie schaffe ich es schon. Und sollte ich noch einmal etwas spüren, dann werde ich euch rufen.«

»Worum wir auch bitten möchten«, sagte Glenda.

Eine halbe Stunde später saßen wir in unserem Wagen. Als wir abfuhren, läuteten die Glocken der Klosterkirche. Der Klang kam uns rein und klar vor. Er füllte das Tal mit der Botschaft, daß das Böse hier ausgerottet worden war…

ENDE



[1]Gebetbuch